

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **154 (1986)**

Heft 48

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

48/1986 154. Jahr 27. November

«Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung» Ein kommentierender Bericht von

Rolf Weibel 725

«Die Zeit drängt!»

Von der Inaugurationsfeier an der Theologischen Hochschule Chur berichtet

Kurt Koch 726

Hausgebet 1986

Hinweise für die Praxis von

Oswald Krienbühl 728

«...uns in die Einheit hineinbeten»

Beobachtungen und Gedanken zur 9. Vollversammlung der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) von

Josef Trütsch 729

«Als Bundesvolk leben»

Von der 8. Synodeversammlung der SES berichtet

Rolf Weibel 731

Der freikirchliche Raum der Schweiz 732

In der Kirche partizipativ führen

Wie eine eucharistisch verankerte Ekklesiologie zu einem neuen Stil der Amtsführung führen müsste, überlegt

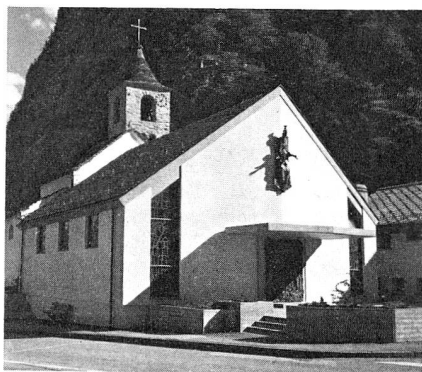
Stephan Schmid-Keiser 734

«Christen für das Jahr 2000» 736

Amtlicher Teil 737

Neue Schweizer Kirchen

Gondo (VS)



«Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung»

Der Reformierte Weltbund und der Ökumenische Rat der Kirchen haben vorgeschlagen, dass sich die Christen aller Konfessionen «in einem konziliaren Prozess» zu einem «Bund für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung» zusammenfinden sollen. Insofern dabei «Bund» im Sinne von «gegenseitiger Verpflichtung» verstanden wird, ist damit die Weltverantwortung der Kirche, die gemeinsame Weltverantwortung der Christen angesprochen. Eine theologische Vertiefung dieses Gedankens macht darauf aufmerksam, dass der «Bund» erstens radikaler gemeint sein muss: «Bund» ist letztlich Gottes *Zuspruch* und Anspruch, und dass der «Bund» als *Anspruch* sehr wohl als Verantwortung für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung ausgelegt werden kann – ob eine theologische Vertiefung bundes- oder friedentheologisch ansetzt. So konnte denn auch Carl Friedrich von Weizsäcker seinen Aufruf zu einem weltweiten Konzil des Friedens ohne weiteres in den Plan des Ökumenischen Rates der Kirchen einbringen, im Jahre 1990 eine Versammlung für «Gerechtigkeit, Frieden und die Erhaltung der Schöpfung» durchzuführen (vgl. dazu in dieser Nummer den Beitrag «Die Zeit drängt!»).

In der Schweiz wurde der Gedanke eines solchen «Bundes» vor allem von evangelischer Seite aufgenommen, am konsequentesten wohl von der Schweizerischen Evangelischen Synode (vgl. dazu in dieser Nummer den Beitrag «Als Bundesvolk leben»). Im Verlauf der Synodearbeit hatte es sich nämlich gezeigt, dass nicht nur die Themen, die sich die Synode gestellt hat und die deren Arbeit von Anfang bis Schluss bestimmen, mit der Fragestellung dieses «Bundes» zu tun haben, sondern dass auch ganze Synodeversammlungen diesen «Bundesthemen» gewidmet waren. Von römisch-katholischer Seite her gibt es keinen grundsätzlichen Einwand gegen ein Sicheinlassen auf diese «Bundesthematik» – der Ökumenische Rat der Kirchen ist denn auch mit Rom über eine Beteiligung an der geplanten Versammlung im Gespräch –, auch wenn römisch-katholische Theologen eher friedens- als bundestheologisch denken und das Gebetstreffen von Assisi vom vergangenen 27. Oktober, zu dem Papst Johannes Paul II. eingeladen hatte, ein Beten für den Frieden war.

Die inhaltliche Bestimmung des «Bundes» entspricht letztlich der Entfaltung des «Friedens», sie entspricht aber auch weithin der *Bedürftigkeit* unserer Zeit und Welt und bringt deshalb die drängendsten Problembereiche der Weltverantwortung auf einen eingängigen Begriff, der zugleich sagt, woher das Heil und das Heilsein erwartet werden. So wird insgesamt deutlich, wie für Christen «der Friede mit Gott, der Herzensfriede, der Friede mit dem Nächsten, ein friedentiftendes Verhalten in der Umwelt und der gewaltlose Friedensdienst zum Heil der Völker ein Ganzes bilden» (Bernhard Häring).

Die Heilkraft des Evangeliums des Friedens zu verkünden und zu bezeugen ist die Aufgabe der *ganzen Kirche* und *aller Kirchen*. Deshalb ist der Vorschlag, sich «in einem konziliaren Prozess» zum «Bund» zusammenzufinden, theo-logisch: Christen, die sich gegenseitig mit Misstrauen begegnen, und Kirchen, die in Zwietracht miteinander leben, beeinträchtigen nicht nur das christliche Friedenszeugnis, sie «werden ihrem Friedensauftrag nicht gerecht» (Werner Schmithals). Auch wenn dieser Friedensauftrag ein Auftrag der ganzen Kirche ist, sind doch auf dem praktischen Feld seiner Verwirklichung vor allem die Laien gefragt. Hier ist, jedenfalls für die (deutsche) Schweiz, die ernste Frage zu stellen, ob die kirchlich engagierten Laien genügend weltbezogen leben. Gewiss ist die Mitwirkung der Laien am Aufbau und Leben der Kirche, der kirchlichen Gemeinschaft unerlässlich, diese Mitwirkung müsste aber auf die Sendung der Kirche *in der Welt* bezogen sein. Ob in dieser Situation der Gedanke eines «Bundes für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung» nicht gerade für katholische Laien zu einem Impuls für eine entschiedenerere Weltzuwendung werden könnte?

Rolf Weibel

Theologie

«Die Zeit drängt!»

In einer Predigt zur Morgenandacht auf der Ökumenischen Konferenz in Fanö am 28. August 1934 proklamierte der damalige Jugendsekretär des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen und spätere Widerstandskämpfer gegen den faschistischen Terror des Nationalsozialismus und christliche Märtyrer *Dietrich Bonhoeffer* das «eine grosse ökumenische Konzil der Heiligen Kirche Christi aus aller Welt», das «den Frieden Christi ausruft über die rasende Welt». Denn nur das eine grosse Konzil «kann es so sagen, dass die Welt zähneknirschend das Wort vom Frieden vernehmen muss» – zumal «die Stunde eilt»: «die Welt starrt in Waffen und furchtbar schaut das Misstrauen aus allen Augen, die Kriegsfanfare kann morgen geblasen werden – worauf warten wir noch? Wollen wir selbst mitschuldig werden, wie nie zuvor?»¹

Fast fünfzig Jahre nach Bonhoeffer ist dieser inzwischen vergessene Gedanke eines weltweiten Friedenskonzils der Christen wieder belebt worden. Ein diesbezüglicher Antrag lag dem Ökumenischen Rat der Kirchen auf seiner Vollversammlung in Vancouver im Jahre 1983 vor. Der Ökumenische Rat hat sich dann schliesslich zu einem thematisch verbreiterten, im Namen und im Zeitplan aber zurückhaltenderen Schritt entschieden, als er beschloss, für das Jahr 1990 eine Weltkonferenz der Kirchen über Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung ins Auge zu fassen. Nicht im Sinne einer konkurrierenden Alternative,

sondern einer Verstärkung für den Beschluss des Ökumenischen Rates verabschiedete sodann der Deutsche Evangelische Kirchentag in Düsseldorf im Juni 1985 den folgenden Aufruf: «Wir bitten die Kirchen der Welt, ein Konzil des Friedens zu berufen. Der Friede ist heute Bedingung des Überlebens der Menschheit. Er ist nicht gesichert. Auf einem ökumenischen Konzil, das um des Friedens willen berufen wird, müssen die christlichen Kirchen in gemeinsamer Verantwortung ein Wort sagen, das die Menschheit nicht überhören kann. Die Zeit drängt. Wir bitten die Kirchenleitungen, alles zu tun, damit das Konzil so rasch wie möglich zusammentritt. Wir bitten die Gemeinden, dem Aufruf zu einem Konzil durch ihre ausdrückliche Unterstützung Kraft zu verleihen.»

Dieser Aufruf, der inzwischen bereits ein erfreuliches Echo gefunden hat², war massgeblich formuliert worden vom Physiker, Philosophen und Friedensforscher *Carl Friedrich von Weizsäcker*³, der sich schon seit langer Zeit mit seinem Friedenspostulat an die Politiker gewandt hatte⁴, der sich jetzt aber mit der realutopischen Vision des Weltfriedens als Überlebensbedingung der Menschheit in einer technischen Zivilisation an die christlichen Kirchen adressiert.

Gemeinsames Gebet für den Frieden und kontroverse Diskussion um den Frieden

Die Theologische Hochschule Chur hatte deshalb ein waches kairologisches Gespür, als sie den engagierten lutherischen Christen von Weizsäcker zur Festvorlesung «Die Zeit drängt – Eine Weltversammlung der Christen für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung» an ihrer Eröffnungsfeier des neuen Studienjahres am

14. November eingeladen hatte. Der Rektor der Hochschule, Prof. *Aladár Gajáry*, selber bei den Weltkonferenzen der Religionen für den Frieden engagiert, konnte denn auch eine so grosse Zahl von Gästen, unter ihnen auch den Bischof von Chur und das Fürstenpaar von Liechtenstein, begrüßen, dass lange vor Beginn der Feier die Aula voll besetzt war. Glücklicherweise war aber eine Fernseh-Grossbildprojektion in die Seminarkirche St. Luzi vorgesehen, die wahrscheinlich noch selten so viele Menschen innerhalb ihrer Mauern gesehen hat.

In seiner Begrüßungsansprache erinnerte Gajáry an das grosse, vom gegenwärtigen Papst einberufene Gebetstreffen für den Frieden in Assisi am 27. Oktober 1986, an dem auch zahlreiche Vertreter nichtchristlicher Religionen teilgenommen haben. An diesem Gebetstag, der ein unübersehbares Zeugnis des Friedens gegeben und wie ein «Paukenschlag» in eine mehrfach tödlich bedrohte Welt hinein gewirkt habe, habe der notwendige Friedensprozess mit einem gemeinsamen Gebet begonnen. Aus diesem Weltgebetstag müssten jetzt aber Taten hervorgehen; sonst bleibe dieses Gebet «ein leeres Zeichen, ja sogar ein Zeichen der Heuchelei». Wenn aus ihm aber die fälligen Konsequenzen gezogen werden, dann könne er als zeichenhafter und verheissungsvoller Anfang gelten zur grossen Idee C.F. von Weizsäckers von einem Konzil des Friedens oder, wie er es später formuliert hat, von einer Weltversammlung der Christen für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung, um mit diesem Namenswechsel dem Hindernis der kirchenrechtlichen Besetzung des Konzilsbegriffs in den orthodoxen und katholischen Traditionen für die Verwirklichung des Gedankens begegnen zu können.

¹ D. Bonhoeffer, *Gesammelte Schriften I* (2 1965) 216–219. Vgl. zum weiteren Hintergrund auch: H. E. Tödt, *Dietrich Bonhoeffers ökumenische Friedensethik*, in: H. Pfeifer (Hrsg.), *Frieden – das unumgängliche Wagnis. Die Gegenwartsbedeutung der Friedensethik Dietrich Bonhoeffers* (1982) 85–117.

² Vgl. M. Bogdahn (Hrsg.), *Konzil des Friedens. Aufruf und Echo* (1986). Vgl. ferner: W. Huber, *Ein ökumenisches Konzil des Friedens – Hoffnungen und Hemmnisse*, in: W. Huber, D. Ritschl, Th. Sundermeier, *Ökumenische Existenz heute* (1986) 101–147. Als erfreuliche Stimme aus der DDR sei besonders hervorgehoben: H. Falcke, *Vom Gebot Christi, dass die Kirche uns die Waffen aus der Hand nimmt und den Krieg verbietet. Zum konziliaren Weg des Friedens. Ein Beitrag aus der DDR* (1986).

³ Vgl. auch von Weizsäckers ausführliche Begründung in: *Die Zeit vom 22. November 1985*.

⁴ Vgl. besonders C.F. von Weizsäcker, *Der bedrohte Friede. Politische Aufsätze 1945–1981* (1981). Zum geschichtlichen Hintergrund und zur Herkunft der Probleme vgl. C.F. von Weizsäcker, *Wahrnehmung der Neuzeit* (1983).

Auch von Weizsäcker betonte in der Einleitung zu seiner Festvorlesung, dass das Gebetstreffen von Assisi der «Anfang eines langen Prozesses» und für jeden Teilnehmer ein tiefes spirituelles Ereignis gewesen sei. Was dort aber Anlass eines gemeinsamen Gebetes von Christen und Nichtchristen gewesen ist, dies müsse auf der vorgeschlagenen Weltversammlung zunächst der Christen, da eine diesbezüglich gemeinsame Basis der Weltreligionen noch zu heterogen ist, zwar auch gemeinsam, aber gewiss kontrovers diskutiert werden. Dies gelte zumal für die Wahrnehmung der eigentlich elementaren Probleme in der heutigen Welt. Während nämlich die Kirchen des Nordens um die Herstellung des Friedens für die *Zukunft* ringen, ist für die Kirchen des Südens eine Friedensversammlung eigentlich uninteressant, da die Menschen jetzt in der *Gegenwart* an Hunger sterben: «Die Reichen von heute glauben an die Verteidigung der Freiheit, die Armen hoffen auf die Erringung der Gerechtigkeit.» Deshalb müsse die Friedensthematik bei der Weltversammlung der Christen ausgeweitet werden auch auf die Themenbereiche der sozialen Gerechtigkeit und der Bewahrung der Schöpfung.

In diesen drei Themenbereichen von Gerechtigkeit, Friede und Natur wird für von Weizsäcker jene fundamentale Krise sichtbar, in der sich die Menschheit heute befindet und deren katastrophaler Höhepunkt «wahrscheinlich noch vor uns liegt». Denn wir leben heute «in einem Waffenstillstand im Norden und in einem ständigen Krieg im Süden». Da dieser prekäre Zustand aber unmöglich «Friede» genannt werden kann, ist entschlossenes Handeln nötig und in bezug auf diese drei Bereiche eine Einigung der Christen und eine Übereinstimmung der Weltreligionen geboten. Zumal die Christen stehen von ihrem Glauben her gleichsam unter «Erfolgszwang», wenn sie das Evangelium wirklich ernst nehmen und nicht bloss aus «bürgerlicher Wohlanständigkeit» Christen sind.

Natur, soziale Gerechtigkeit und politischer Friede

Diese Zusammenschau der heute weltweit brennenden Themen hat zunächst wichtige Konsequenzen für den Themenbereich der Natur. Denn nach von Weizsäcker kann es keinen Frieden unter den Menschen geben, wenn die Menschen keinen Frieden mit der Natur haben, genauso wie kein Friede mit der Natur möglich ist ohne Frieden unter den Menschen. Dies zeigt sich vor allem im Blick auf die Nutzung der Kernenergie, die nur noch verantwortet werden kann, wenn der Weltfriede politisch wirksam garantiert werden kann – eine Grundvoraussetzung, die schon vor langer Zeit der amerikanische

Reaktorspezialist Alvin Weinberg dahingehend ausgesprochen hat: «Garantieren Sie mir tausend Jahre politischen Frieden, und ich garantiere Ihnen tausend Jahre Energieversorgung.» Da somit die Weiterführung von Erforschung und Anwendung der Kernenergie unmöglich ist ohne eine politisch wirksame Garantierung des Weltfriedens, müssen alle Probleme im heutigen Konflikt um die Naturressourcen im Rahmen einer Weltwirtschaftsordnung behandelt werden. Denn internationale Probleme rufen dringend nach einer internationalen Rechtsordnung.

Ebenso können nach von Weizsäcker die sozialen Probleme der heutigen Welt nur bewältigt werden, wenn eine durchgreifende Kontrolle durch eine internationale Rechtsordnung durchgesetzt werden kann, die auch die Lösung der Elementarprobleme der Überbevölkerung und der Armut in Angriff nimmt. Da aber auf der internationalen Ebene diejenigen Regelungen nicht existieren, die die natürliche Überwindung der sozialen Probleme ermöglichen, insbesondere die Kontrolle des Marktsystems durch eine staatliche Rechtsordnung, muss die heute möglich gewordene gemeinsame christliche Sozialethik eine politisch durchsetzbare Weltwirtschaftsordnung dringend fordern. Denn auf jeden Fall kann es ohne weltweite Gerechtigkeit keinen Frieden geben, genauso wie es keine Gerechtigkeit geben kann ohne politisch hergestellten Frieden. Vor allem in diesem Zusammenhang kommt für von Weizsäcker den christlichen Kirchen eine elementare Aufgabe zu. Diese sind nämlich nur dann imstande, ihre ethische Überzeugungsmacht geltend zu machen, wenn sie sich der weltweiten sozialen Probleme annehmen und damit aufhören, bloss «den Armen eine gute Magie und den Reichen ein gutes Gewissen» zu besorgen.

Dass alle Umweltprobleme und alle sozialen Krisen letztlich nicht technisch, sondern allein politisch bewältigt werden können, dies zeigte von Weizsäcker deutlich bei der Behandlung der Friedensthematik auf. Nicht zufällig liefen alle seine äusserst differenzierten Überlegungen in seiner Grundüberzeugung zusammen, dass heute die Zeit gekommen ist, in der die politische Institution des Krieges «überwunden werden muss und kann». Gerade heute, wo deutlich geworden ist, dass die Gefahr eines dritten Weltkrieges weniger denn je gebannt ist, kann der Weltfriede permanent nicht technisch, sondern allein politisch gesichert oder allererst hergestellt werden. Dies zeigt sich vor allem im Blick auf die nukleare Abschreckung, die uns bloss eine «Atempause» gewährt hat und deshalb als «Periode des verhüteten Weltbrandes der Menschheit» eingestuft werden muss, die aber moralisch

äusserst problematisch ist und keine permanente Gewissheit bietet, was sich nur schon daran ablesen lässt, dass sie die über hundert nicht-nuklearen Kriege seit 1945 nicht verhindert hat. Politisch nur auf die Abschaffung der Atomwaffen zu setzen, dies bedeutet deshalb für von Weizsäcker, «den Wecker aus dem Fenster zu werfen, um weiterschlafen zu können». Vielmehr müsse die uralte Institution des Krieges überhaupt abgeschafft werden, und sie könne abgeschafft werden, wenn die Menschen, die historisch den Krieg einmal erlernt haben, ihn wieder verlernen und an seiner Stelle den Frieden neu erlernen.

Die Abschaffung des Krieges ist dabei nach von Weizsäcker sowohl allein vernünftig als auch realistisch durchführbar, dies heisst in der Sprache des heutigen Menschen: machbar. Denn nicht nur belehre uns die Verhaltensforschung, dass historisch gesehen zwar sich der Mensch dem Menschen gegenüber sehr oft als ein Wolf gefühlt habe («homo homini lupus»), dass aber ethologisch gesehen der Wolf dem Wolfe gegenüber gerade kein Mensch sei («lupus lupi non homo»), insofern die Rangordnungskämpfe der Wölfe gerade nicht durch Tötung, sondern durch die Demutsgeste des Unterlegenen beendet werden. Da aber der Mensch zuwenig instinktive Tötungshemmungen habe, müsse und könne er sie kulturell lernen. Aber auch die Geschichte belehre uns, dass der Krieg als eine archaische Form der Konfliktregelung zeitbedingt gewesen, heute jedoch unzeitgemäss geworden ist. Damit der Krieg als politische Institution überwunden werden kann, muss eine heute erstmals seit 1700 Jahren mögliche gemeinsame christliche Friedenstheologie den Verzicht der Staaten auf das Souveränitätsrecht der Kriegführung postulieren.

Christlicher Glaube mit politischen Konsequenzen

Vor allem dies hätte die von von Weizsäcker vorgeschlagene Weltversammlung der Christen in unüberhörbarer Deutlichkeit auszusprechen. Gerade die Christen sind nämlich zu einem «Gegenluxurieren des Ethos gegen den Luxus der Macht» imstande. Dies bedeutet, dass sie aus ihrem biblischen Ethos dasjenige zu sagen vermögen, was heute auch der menschlichen Vernunft einsichtig ist, was heute der säkularen Notwendigkeit des Überlebens entspricht und wofür schliesslich auch die heutigen Weltmächte dankbar wären, wenn sie durch das lösende Wort aller Christen aus jenem furchtbaren «Clinch» erlöst werden können, in dem sie sich wie «Boxer» verhalten.

Hier liegt der Grund, warum sich von Weizsäcker in seinem eineinhalbstündigen, ganz frei vorgetragenen Referat, in dem er

weitgehend seine jetzt auch schriftlich greifbaren Thesen kommentierte⁵, sich ganz auf die politische Seite der Problematik konzentriert hat und die spezifisch theologischen Aspekte eher als Hintergrund aufscheinen liess. Denn in vorbildlicher Weise wusste er zu unterscheiden zwischen dem, was heute als konsensfähig gelten und als allgemein vernünftig eingesehen werden kann, und dem, was er nur als seine subjektive Einschätzung in Anspruch nehmen kann. Zur letzten Kategorie zählte er vor allem auch seine theologischen Überlegungen, die deshalb der Kritik ausgesetzt bleiben müssen, weil dasjenige «nicht überzeugend sein kann, was sich nicht kritisieren lässt» – eine wohlthuende Perspektive, die gerade die christlichen Kirchen noch vermehrt werden beherzigen müssen, wenn sie auf dem Weg des Friedens weitere Schritte tun können wollen.

Befreiend war aber auch der gläubige Realismus, der aus den Worten von Weizsäcker sprach und der sich in seiner Überzeugung ausdrückte, dass die vorgeschlagene «Weltversammlung der Christen für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung» zustande kommen wird, wenn man sie nur ernsthaft will, um dann freilich ebenso plausibel und lapidar zu präzisieren: «Wenn sie nicht zustande kommt, dann nur, weil man sie nicht gewollt hat. Wenn sie zu spät zustande kommt, dann nur, weil man sie nicht für dringlich gehalten hat. Also weil man gedacht hat, Gott werde mit unserer Unentschlossenheit ja wohl noch Geduld haben.»

Diese Haltung aber könnte sich als ein verhängnisvoller Irrtum erweisen und ist vor allem eines Christenmenschen nicht würdig. Mit Recht hat deshalb der Churer Bischof *Johannes Vonderach* in seinem Schlusswort, Bruder Klausens Friedensformel aufnehmend, betont, dass der Friede allweg in Gott ist, weil Gott selbst der Friede ist, an den wir Christen glauben mit jener Hoffnung, die nach politischen Konsequenzen ruft. Diese Konsequenzen hat von Weizsäcker in seiner Churer Festvorlesung in einer eindringlichen und überzeugenden Argumentation vorgetragen und damit einmal mehr die heute so gefährdete, aber untrennbare Einheit von gläubiger Erfahrung und politischer Verantwortung, kurz: von Mystik und Politik, unter Tatbeweis gestellt.

Je mehr diese Hoffnung den heutigen Menschen einleuchtet, desto grössere Aussicht wird bestehen, dass die grosse Idee Carl Friedrich von Weizsäcker von einer Weltversammlung der Christen zustande kommen wird. Auf jeden Fall: «Die Zeit drängt!» Die Zeit drängt insbesondere auch für die katholische Kirche. Denn nach von Weizsäcker berechtigter Überzeugung ist

die engagierte Teilnahme der katholischen Kirche für das Gelingen dieser Weltversammlung schlechterdings unabdingbar. Diese Einschätzung ehrt die katholische Kirche; gerade deshalb aber bleibt die Frage, was sich die katholische Kirche diese ihr zuteil werdende Ehre kosten lässt. Mit der Einberufung des Gebetstreffens nach Assisi hat der Papst einen wichtigen und erfreulichen Anfang gesetzt, der sich aber nur dann als glaubwürdig herausstellen wird, wenn er als Anfang eines noch langen Friedensprozesses zu wirken beginnt. *Kurt Koch*

⁵ Vgl. C. F. von Weizsäcker, *Die Zeit drängt. Eine Weltversammlung der Christen für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung* (1986), besonders 114–117. – Ohne Einschränkung darf und muss man dieses Buch als die wichtigste Neuerscheinung dieses Jahres einstufen, die sich denn auch jedem wachen Zeitgenossen gleichsam als notwendige wie Notwendende Pflichtlektüre aufdrängt, zumal eben die Zeit drängt!

Pastoral

Hausgebet 1986

«Fürchtet euch nicht – heute ist der Retter geboren», Lk 2,10, ist Gottes Zusage aus dem Weihnachtsevangelium. Sie ist heute Menschen zugesagt, die einerseits eine vielfältige Bedrohung des Lebens auf dieser Erde spüren, die andererseits Mühe haben, im Glauben an Jesus Christus und in der Gemeinschaft der Kirche Sinn für ihr Leben zu finden.

Leben aus dem Glauben muss heute vielfach in kleinen, bescheidenen Schritten neu gelernt, miteinander eingeübt, erfahren werden. Dazu möchte das Hausgebet 1986 wiederum Anregung sein. (SKZ 44/1986).

Wie kaum eine andere Zeit im Kirchenjahr regt die Adventszeit mit ihrem reichen Brauchtum zur Besinnung, zum Gebet an. Ein guter Ansatz also, Impulse zum gemeinsamen Beten zu geben und vorhandene Ansätze dazu zu unterstützen.

Die Weihnachtsbotschaft möchte heute in uns Menschen neu gehört werden. Dazu gibt das Hausgebet-Faltblatt Impulse in Wort und Bild. Mehr denn je brauchen wir heute Menschen, die die Botschaft der Hoffnung und der Freude andern Menschen lebendig weitergeben. Das Hausgebet-Faltblatt kann eine mögliche Anregung sein, im Kreis der Familie, in Gruppen... Glauben durch Mitchristen zu lernen und zu vertiefen. Möglichkeiten sind vielfältig. Wichtig ist, sie zu entdecken und zu nutzen.

In der Familie

Nicht umsonst trägt das Faltblatt die Überschrift: «Hausgebet im Advent.» Beten in der Familie, gemeinsam sich Zeit nehmen für Besinnung, Stille und Gebet. Vielleicht braucht es Anstösse, Ermutigung, Probieren. Wie das geschehen könnte, dazu finden Sie Gebete, Lieder, Geschichten, Besinnungen im Hausgebet-Faltblatt. Das «Wie» ist nicht entscheidend, viel wichtiger ist das «Tun».

Beim Gottesdienst

Teile des Hausgebetes können zur Gestaltung der Sonntags- und/oder Werktagsgottesdienste verwendet werden (zum Beispiel Bilder, Gedanken zu Besinnung, Lieder...). Auch ganze Wortgottesdienste können damit gestaltet werden. Ergänzung mit Liedern, Musik, persönliche Fürbitten usw. Einzelne Wochenthemen können auch Anregung für eine Bussfeier sein.

Im Religionsunterricht

Hier soll das Kind praktisch lernen, mit dem Hausgebet umzugehen; daran «Geschmack» zu finden. Selbst begeistert, kann es zu Hause die Familie auf das Hausgebet aufmerksam machen. Ein Beispiel: Die Kinder im RU zu einem Bild erzählen lassen – entsprechenden Text dazu vorlesen – Stille – Gebet.

Zu Beginn von Sitzungen und Gruppenstunden

Im Kreis von «Gleichgesinnten» ist es leichter, sich in das Hausgebet einzuüben. Das gibt Mut, dies in der eigenen Familie, im Freundeskreis und anderswo auch zu versuchen. Ein Beispiel: – Kurze Einführung zu «Angst» (eigenes Erlebnis, Zeitungsbericht...) – Gruppenmitglieder teilen mit: Wovor habe *ich* Angst? (je ein, zwei Akzente – keine Diskussion – aufeinander hören) – Wie gehen wir mit unsern Ängsten um? (Lichtpunkte in meinen Ängsten einander mitteilen) – Wie gehen Menschen in der Bibel mit ihren Ängsten um? (Schrifttext) – Gebet zum Schluss.

Bei Adventsanlässen

Die Adventsbesinnung mit dem Hausgebet gestalten. Oder, falls dieses Element bei der Advents-/Weihnachtsfeier noch fehlt, kann das Hausgebet-Faltblatt eine Hilfe sein, nebst gesellig/fröhlichem Zusammensein auch der Besinnung und dem gemeinsamen Gebet seinen Platz zu geben.

Diese praktischen Hinweise sind keine Rezepte, sondern Erfahrungen «so könnte es gemacht werden». Glauben weitergeben in einer Zeit des Suchens nach Gebetsmöglichkeiten, aber auch in einer Zeit der Ge-

betsabstinenz kann die Anregung «Hausgebet» ein wichtiger pastoraler Beitrag sein (vgl. auch SKZ 44/1986 Hausgebet im Ad-vent – eine pastorale Chance).

Darauf *hinzuweisen* in den Medien wie Pfarrblatt, Lokalradio, Lokalzeitung, im Schaukasten der Pfarrei und vor allem auch persönlich, ist wohl der erste Schritt, nach dem «Hausgebet» zu greifen.

Oswald Krienbühl

Weltkirche

«... uns in die Einheit hineinbeten»

«Es kann einen Fortschritt in der Einheit nur geben, wenn wir zusammen beten. Doch sollen wir nicht nur für die Einheit beten, wir sollten uns geradezu in die Einheit hineinbeten.» So Kardinal Basile Hume, der Erzbischof von Westminster und Präsident des *Consilium Conferentiarum Episcopaliū Europae* (CCEE) bei seinem Besuch der Stirling-Tagung, also auf der 9. Vollversammlung der Konferenz Europäischer Kirchen vom 4.–11. September in Stirling (Schottland),¹ der die Katholische Kirche nicht als Mitglied angehört, aber mit der sie durch das CCEE fruchtbare und herzliche Beziehungen pflegt. Dass die KEK diese Beziehungen hoch wertet, konnte immer wieder erfahren werden. Einen letzten Höhepunkt der Gemeinsamkeit beider Organisationen hatte die 3. Begegnung von KEK und CCEE in Riva del Garda (und Trient) vom 3.–8. Oktober 1984 gebildet, die zu einem gemeinsamen Bekenntnis mit den Worten des Credo von Konstantinopel (381) führten, in einem gemeinsam verabschiedeten Text «Unser Credo – Quelle der Hoffnung» und in einer gemeinsamen Feier im Dom von Trient.² Vorausgegangen war eine erste Begegnung 1978 in Chantilly (Frankreich) (Thema: «Eins sein, damit die Welt glaube»)³ und eine zweite im Løgumkloster (Dänemark) 1981 (Thema: «Berufen zu einer Hoffnung – Ökumenische Gemeinschaft in Gebet, Zeugnis und Dienst»)⁴. Eine vierte ökumenische Begegnung ist für 1988 vorgesehen.

Der KEK gehören 116 europäische Mitgliedskirchen aus Ost und West an. Neu aufgenommen wurden in Stirling die Serbisch-Orthodoxe Kirche mit 10½ Millionen Mitgliedern und die Vereinigte Methodistische Kirche von Estland (UdSSR) mit nur 2000 Mitgliedern. Diese Gegenüberstellung gibt ein Bild vom zahlenmässigen Ungleichgewicht der Mitgliedskirchen der KEK, aus de-

nen sich 210 stimmberechtigte Delegierte an der Konferenz in Stirling trafen und zu der das CCEE fünf «brüderliche Delegierte» mit dem Sekretär Ivo Fürer (St. Gallen) sandte, dazu drei Vertreter des Einheitssekretariates in Rom und drei katholische Mitarbeiter in der Vorbereitungskommission.

«In die Einheit hineinbeten»

Tatsächlich hat das gemeinsame Gebet an der Konferenz einen breiten Raum eingenommen. Bibelstudien standen am Anfang jeden Tages. Tägliche Eucharistiefiern, je von einer andern christlichen Gemeinschaft gestaltet und gefeiert, je unter Teilnahme der jeweils anderen. Während die protestantischen und anglikanischen Kirchen jeweils «offene Kommunion» anboten, wurde von orthodoxer Seite strikte jede Interkommunion, weder als Gastgeber noch als Gäste, abgelehnt, hat die katholische Kirche wohl nicht dazu eingeladen, aber auch nicht jede eucharistische Gastfreundschaft verweigert. Gerade protestantische Kreise müssten andererseits auch dafür Verständnis haben, dass eine vollgültige gottesdienstliche Gemeinsamkeit auch im Hören des Wortes und der betenden Antwort darauf vollzogen werden kann (jedenfalls unterstreichen sie das in der Vernehmlassung zu den Lima-Texten), wenn freilich das, was wir als letzten Höhepunkt gemeinschaftlicher Gottesdienstfeier begreifen, die volle *Communio* (nicht *Inter-communio*), ausbleiben musste, dem realen Stand der getrennten Kirchen entsprechend. Darum wird es gerade ein katholisches (und orthodoxes) Herzensanliegen bleiben, zu einer echten, auch eucharistischen *Communio* zu kommen.

«In die Einheit hineinbeten» war ein von allen getragenes ernstes Bemühen. Die Kirche hat unter Synoden und konziliaren Versammlungen immer mehr verstanden als nur Reden zueinander und Hören aufeinander in Debatten und Diskussionen, sondern auch und in erster Linie ein gottesdienstliches Geschehen. Konzile werden «gefeiert». Es wurde viel gemeinschaftlich gebetet auf dieser Konferenz. Die gastgebende Kirche in Schottland hat sehr viel dafür getan, auch für die vorzügliche musikalische Gestaltung. Der gruppenweise sonntägliche Besuch bei den Gottesdienstfeiern in schottischen Städten und Dörfern führten – bedeutend – auch mit der örtlichen Basis zusammen.

Natürlich darf Beten und Feiern kein Alibi sein, darf nicht Entschuldigung dafür sein, sich vor den anstehenden Fragen und Aufgaben der Zeit zu drücken. Das Thema des Kongresses fasste das glücklich zusammen:

«Ehre sei Gott und auf Erden Friede»

Friede, Schalom, was auf Erden ausstrahlen muss. Dass die Gloria Dei an der Spitze steht, ist bedeutsam; dass sie die wichtigste und zentrale Aufgabe der Kirche ist, die verhindert, dass kirchliche Arbeit, am Zentralen vorbei, sich auf sichtbare Dienste konzentriert und sich von ihnen absorbieren lässt.

Freilich, wenn man es aufs Definieren, auf allseits klar abgegrenzte Begriffe abgesehen hat, stösst man da auf wesentliche Schwierigkeiten. Gottes Glorie und Ehre ist ebensowenig in Begriffen einzufangen wie Gott selbst. Nur im gläubigen Beten selbst, im «Gott die Ehre geben» kann es erfahren werden, was das eine Notwendige allen kirchlichen Tuns ist.

Zu entfalten, zu umschreiben wird man es versuchen müssen. Das haben die Vorbereitungstexte in gutem Mass getan. In ihnen kam der Beitrag gerade auch der Kirchen des Ostens, der orthodoxen Geisteswelt vorranglich zum Zuge. Die ausgesprochen trinitarische Dimension, das «Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto» erhielt das Schergewicht, wie es in der theologischen Arbeit der KEK in den letzten Jahren vor allem auch durch das Wirken des Studiendirektors Popescu, der aus der orthodoxen Rumänischen Kirche stammt, seine eindeutige Prägung erhielt. Erinnerung sei an die Konsultation in Goslar 1982, in die auch Moltmann, aus reformierter Tradition stammend, seine trinitarische Theologie einbrachte.

Eigentlich ist es verwunderlich, dass sich aus westlichen Traditionen, denen diese Dimension weniger vertraut war, kein Widerspruch meldete. Doch kann man auch nicht von einer eigentlichen Assimilation sprechen. Irgendwie geriet dann die orthodox-trinitarische Sicht doch nicht zum tragenden Grundton. Doch spielte das Credo von Konstantinopel eine grosse liturgische Rolle. Riva del Garda ist nicht wirkungslos verklungen.

Wenn dann auf Fragen der *Friedenssicherung*, der Waffenarsenale, besonders der atomaren die Rede kam, liessen sich ideologische Einflüsse des Ostens und des Westens nicht einfach ausschalten. Dass die Vertreter der Sowjetunion auch von einem Mitglied der Akademie der Wissenschaften begleitet waren, der selber keiner Kirche ange-

¹ Es sei daran erinnert, dass die 8. Vollversammlung 1979 in Chania auf Kreta stattfand (SKZ 1979, S. 706–708), die 7. im Jahre 1974 in Engelberg (SKZ 1974, S. 689–692). Die erste war 1959 in Nyborg. Mit dem Wachsen der Konferenz wurden also die Abstände von Vollversammlung zu Vollversammlung immer grösser, ohne dass zwischen ihnen die Arbeit geruht hätte.

² SKZ 1984, S. 610–612.

³ SKZ 1978, S. 302–305.

⁴ SKZ 1981, S. 754–757.

Botschaft der 9. Vollversammlung der Konferenz Europäischer Kirchen

Schwestern und Brüder, die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit euch allen.

Zum neunten Mal seit 1959 kommen christliche Männer und Frauen aus allen Teilen unseres kleinen Kontinents zur Konferenz Europäischer Kirchen zusammen – diesmal in der Universität Stirling – um darüber nachzudenken, was Christus uns sagen will. Die schottischen Kirchen haben uns sehr herzlich aufgenommen.

Wenn wir über unser Thema «Ehre sei Gott und auf Erden Frieden» nachdenken, wissen wir in unserem Herzen, dass Gott in Christus seine Herrlichkeit offenbart hat, indem er auf Macht verzichtete, einer von uns wurde, unsere Füsse wusch, unsere Freude und unser Leid teilte, durch Menschen gelitten hat und durch Menschenhand starb, damit die gefallene und zerrissene Menschheit geheilt werde und damit wir Leben haben. Der auferstandene Christus ist unsere Herrlichkeit. Diese Herrlichkeit ist unser Frieden, an dem die ganze Menschheit teilhaben soll.

Auf unserem Kontinent und in unserer Welt herrscht kein wirklicher Frieden, und unsere Kirchen sind noch nicht wirklich eins. Gewalt, Ungerechtigkeit, die Verschmutzung unserer Umwelt und drohender Krieg machen uns und unseren Kindern angst. So wie Jesus über Jerusalem weinte, so weint er über unsere Städte. Unsere Völker bedrohen einander mit ungeheuer teuren Massenvernichtungsmitteln, während Kinder verhungern. Es ist keineswegs abzusehen, ob unsere Zivilisation den Beginn des dritten Jahrtausends christlicher Geschichte überhaupt noch erleben wird. Gottes Herrlichkeit zeigt sich auch in Seinem Gericht. Wir, die wir Christi Namen tragen, sind in vollem Masse mitschuldig daran, dass sich die Welt am Rande des Abgrunds befindet.

Und doch – der Gott, der uns berufen hat, Frieden zu stiften, ist der Gott der Ver-

gebung und der Hoffnung, des Lebens und des Lichts. Es ist nicht zu spät, Busse zu tun. Frieden, der Gerechtigkeit für die Armen der Welt einschliesst, ist keine Unmöglichkeit. Wir werden der Sünde der Verzweiflung nicht Raum geben.

Wir verpflichten uns und unsere Kirchen, mit allen zusammenzuarbeiten, die die Mauern der Angst und des Misstrauens niederreißen wollen, die vom kalten Krieg zu einem warmen Frieden, von feindlicher zu gemeinschaftlicher Koexistenz gelangen wollen. In vielen Menschen, die von Christus nichts wissen, begegnen uns die Weisheit und die Liebe Gottes.

Wir verpflichten uns und unsere Kirchen ausserdem, alle praktischen Vorschläge zu unterstützen, die zum Ziel haben, das Werrüsten – insbesondere das atomare, das mit ungeheurem Kostenaufwand auch noch auf den Weltraum ausgedehnt werden soll – einzustellen und Schritte in die entgegengesetzte Richtung zu tun. Wir meinen, dass die Fortsetzung der Atomtests und die weitere Entwicklung von Atomwaffen durch nichts gerechtfertigt werden kann. Es ist höchste Zeit, damit aufzuhören.

Wir haben uns auf unserer Konferenz von der Vision gemeinsamer Sicherheit leiten lassen, wie sie im Leben und Denken des heimtückisch ermordeten Olof Palme zum Ausdruck gekommen ist. Diese Vision verleiht dem Gebot der Feindesliebe politische Realität. Sobald wir erkennen, dass die Bedürfnisse der anderen auch unsere sind – und die unseren auch ihre –, ist der erste Schritt zur Überwindung der Feindschaft schon getan.

Wir beten darum, dass denen, die uns regieren, Weisheit gegeben werde und Geduld und der Mut, für den Frieden Risiken einzugehen und für die Gerechtigkeit Opfer zu bringen.

Wir bitten unsere Kirchen, die Einberufung einer ökumenischen Friedensversammlung mit Teilnehmern aus allen Signarstaaten der Schlussakte von Helsinki zu

unterstützen. Denn wir glauben, dass durch eine solche Versammlung der Tag näherkommen wird, an dem die Christen mit einer Stimme zu der Welt sprechen werden, die sich nach Frieden sehnt. Wir hoffen, dass damit auch das dringend notwendige Gespräch zwischen Pazifisten und Nichtpazifisten gefördert wird und der Tag näherkommt, an dem unsere jungen Leute nicht mehr einberufen werden, um das Kriegshandwerk zu erlernen. Mögen alle, die für ihren Staat Militärdienst leisten sollen, nach dem Willen Gottes fragen und die Kraft haben, ihn zu befolgen.

Wir denken auch an all die anderen Probleme, mit denen Menschen in unseren Gesellschaften – innerhalb wie auch ausserhalb der Kirche – zu kämpfen haben: das Leid in zerbrochenen Familien, die Einsamkeit in den Betonwüsten unserer Städte, die Qualen der Alkohol- und Drogenabhängigen. In all dem sehen wir die Sehnsucht der menschlichen Seele nach Sinn und Liebe.

Durch seine Kirche will Christus allen Menschen sein Leben schenken. Er ruft uns in dieser Zeit der Skepsis, des Zweifels und der Enttäuschungen auf, unseren Auftrag von neuem zu entdecken. Wir wünschen uns, dass Christen aus anderen Kontinenten, mit denen wir unser Brot teilen könnten, uns den Reichtum des Glaubens wiederbringen, der einst von unseren Küsten an die ihren getragen wurde. Dann würden wir einander lieben und miteinander am universalen Christus teilhaben. In ihm und durch ihn sollen wir eins werden, damit die Welt glaube und dann auch zu Gottes neuer Schöpfung auf Erden und im Himmel gehöre.

Schwestern und Brüder, wir bitten euch dringend, vor übermenschlich scheinenden Aufgaben nicht zurückzuweichen. Habt keine Furcht, denn Christi vollkommene Liebe vertreibt die Angst. Wir laden euch ein, gemeinsam mit uns auf diese Pilgerfahrt der Hoffnung zu gehen.

hört, wirft ein Schlaglicht. Und als es darum ging, ein Sekretariat «Frieden, Gerechtigkeit und Menschenrechte» einzurichten, wurde um die Einfügung des Begriffes «Menschenrechte» gefeilscht. Die Mehrheit setzte es schliesslich durch, dass er im Titel nicht unerwähnt blieb.

Ein Konfliktherd zeigte sich auch in dem, was die griechische Kirche als legitimes

Proselytismusverbot verteidigte und von der Weltpresse – so beklagte sich die griechische Delegation – als Eingriff in die Religionsfreiheit verschrien worden sei. Gegen Proselytismus konnten sich alle erklären, was aber genau darunter zu verstehen ist, liess sich weniger eindeutig formulieren. Die vom rumänischen Metropoliten Antonie vorge-schlagene Umschreibung: «steeling mem-

bers of other Churches» (andern Kirchen Mitglieder stehlen) gedieh wohl nicht klar genug.

Wahlen ins Präsidium und in den Beratenden Ausschuss warfen keine grossen Wellen und verliefen in Minne – anders als vor sieben Jahren auf Kreta. Sie waren von einem Nominierungsausschuss wohl vorbe-reitet, um eine proportional gleichmässige

Vertretung der Regionen und Kirchen sicherzustellen. Die wenigen Vorstösse einzelner für andere Kandidaten blieben ohne Erfolg. Bedeutsam für die Weiterarbeit der KEK in den nächsten Jahren wird der Wechsel im Generalsekretariat ab 1987 sein. Die Benennung des neuen Generalsekretärs fiel nicht in die Kompetenz der Vollversammlung. DDR. Glen Garfield Williams, der sprachgewandte sympathische Baptist aus Wales, der seit 1961 zuerst als Exekutiv-Sekretär, dann als Generalsekretär die Arbeit der KEK wesentlich geprägt und gefördert hat, wird durch den Schweizer Reformierten Jean Fischer von Genf abgelöst. *Josef Trütsch*

Kirche Schweiz

«Als Bundesvolk leben»

Die 8. Synodeversammlung der Schweizerischen Evangelischen Synode (SES) besass sich vom 14. bis 16. November in Basel vor allem mit dem Gehalt der Leitidee eines «Bundes für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung» und seinen Konsequenzen; dabei suchte sie gleichzeitig die «innerevangelische Ökumene» zu stärken, indem sie Gesprächspartner aus den evangelischen Freikirchen, Gemeinschaften und Gruppen einlud.¹ Als Grundlage für die Synodearbeit in Basel diente ein Text, in den Überlegungen von vier (der insgesamt acht) Themengruppen eingearbeitet wurden, nämlich «Kirche und Gesellschaft», «Bedrohung des Lebens», «Christsein in einem reichen Land» und «Ökumenische Bewegung».² In einem inneren Zusammenhang, wenn auch mit einer anderen Struktur, mit diesem «Bundespapier» stand der von der Themengruppe «Den Glauben heute bekennen und leben» erarbeitete «Versuch einer ersten, weiterführenden Klärung» mit dem Titel «Kirche», der der Synodeversammlung als Zwischenbericht mit der Frage vorgelegt wurde: «Welches Verständnis der Kirche haben wir als einzelne und als SES?»

Gruppengespräche

Auf den inneren Zusammenhang der beiden Texte bzw. Beratungsgegenstände der Synodeversammlung machte bereits die Präsidentin der SES, Madeleine Strub-Jaccoud, in ihrer Begrüssung aufmerksam: Der Bund für Gerechtigkeit, Frieden und Erhaltung der Schöpfung gewinne Gestalt (so der deutsche Untertitel des Versammlungsleitwortes «Als Bundesvolk leben»), und es gelte nach dem evangelischen Beitrag dazu zu fragen und auch zu fragen, «wie wir

bundesgemäss Kirche sein und als Kirche handeln» können.

Einführend verwies Lukas Vischer auf die im Vorbereitungstext ausgeführte Fragestellung: «Was heisst es, als Kirche unter Gottes neuem Bund zu leben?» und erinnerte, dass dieser Text nur einen Rahmen darstelle, in den sich bereits verabschiedete und noch weitere Beschlüsse einzufügen hätten. Dass damit aber auch nach einer gemeinsamen evangelischen Identität gefragt sei, unterstrich Heinz Rüeegger von freikirchlicher Seite, wobei besonders auch auf neue Grenzen und Fronten zu achten wäre. Ergänzt wurde die allgemeine Einführung in das Thema durch Zeugnisse von Gästen des Ökumenischen Instituts Bossey, das mit Studierenden aus verschiedenen Ländern bei der Versammlung zu Gast war und ihr so die universale Dimension des «als Bundesvolk leben» vor Augen stellte. Nach dieser Einführung, die anderntags durch eine morgendliche Bibelarbeit zu 2 Mose 19 und 24 (Sinai-Bund) vertieft wurde, wurde in 20 Gruppen gearbeitet, die aus Delegierten, Beobachtern, freien Teilnehmern und Gästen zusammengesetzt waren.

Der Gruppenarbeit wurden Fragen zum Inhalt des Bundesgedankens wie zu seinen praktischen Konsequenzen vorgegeben: Was bedeutet der Bund für uns, für unsere Gemeinden, für unsere Kirchen? Was heisst es, Gott heute als den Gott des Bundes zu bekennen? Welche Konsequenzen ergeben sich für das Zusammenleben und das gemeinsame Engagement der Christen und Kirchen? Die Gesprächsergebnisse der 20 Gruppen wurden dann zusammengetragen und von einer Redaktionsgruppe zu einem Bericht verarbeitet, der am letzten Tag der Versammlung zur Diskussion gestellt wurde.

In vielen Gruppen wurde die Umweltkatastrophe von Basel als Aufruf «zu einer Besinnung über unsere Verantwortung als Bundesvolk» und als Herausforderung «zu konkreten Schritten in unserem Lebensstil» verstanden. Dabei wurde erfahren, dass solchen konkreten Schritten noch manches im Wege steht, zum Beispiel «mangelnde gemeinsame Erfahrung, Scheu vor dem Engagement, Angst vor Konflikten und Spaltungen, mangelnde Transparenz und Information»; erfahren wurde aber auch, «dass es möglich ist, zwischen den verschiedenen Gruppierungen in einen fruchtbaren Dialog zu treten, einander im sorgfältigen Hören gerecht zu werden, eigene Grenzen zu überschreiten und offen zu bleiben in unserer Verletzlichkeit». Vorab für die innerevangelische Verständigung wichtig wurde die Erfahrung, wie im Bundesgedanken Beten und Handeln gleichgewichtig einbezogen sind.

Von vielen Gruppen wurde unterstrichen, dass der Bund die Initiative Gottes ist, was von grosser Bedeutung ist «in einer Zeit, in der sich lähmende Angst ausbreitet; zugleich befreit sie uns von der drückenden Verpflichtung, die Welt aus eigener Kraft verwandeln zu wollen». Zudem ermöglicht der Bundesgedanke, «den Bereich des persönlichen und des gemeinsamen Zeugnisses zusammenzuschauen». Er ermöglicht aber auch andere Ganzheitlichkeiten: Der Bund Gottes gilt allen, so dass die Kirche einen Auftrag für alle hat, auch wenn die Frohbotschaft vorab jenen eine frohe ist, «die leiden, die Opfer werden, die Armen, die Unterdrückten, die Verachteten»; und «das Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung ist unteilbar», so dass, wer für einen Belang eintritt, im Grunde für das Ganze eintritt.

In einigen Gruppen wurden zum Bundesgedanken allerdings auch kritische Überlegungen geäussert. Zum einen wurden gegen den Begriff Bedenken laut: er sei theologische Sprache, die ausserhalb der Kirche nicht verstanden werde, und zum andern gegen seine Einführung gleichsam von oben: er müsste aus einer gemeinsamen Geschichte und gemeinsamen Erfahrungen wachsen. Und schliesslich wurde in mehreren Gruppen der Bundesgedanke mit der Botschaft von der neuen Schöpfung konfrontiert, die eine Quelle der Hoffnung ist: «Sie ruft uns in Erinnerung, dass Gottes Gnade weit über dieses vergängliche Leben hinausreicht.»

Die Gruppenarbeit führte aber auch zu konkreten Vorschlägen. So soll der Plan des Ökumenischen Rates der Kirchen, im Jahre 1990 eine Weltversammlung für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung durchzuführen, unterstützt werden. Unterstützt werden sollen aber auch schweizerische Initiativen wie die geplante ökumenische Arbeitsgemeinschaft Kirche und Umwelt.

Eine Entschliessung

Die Synodeversammlung verzichtete darauf, zur Umweltkatastrophe von Basel eine Stellungnahme nach aussen zu beschliessen. Die Betroffenheit wurde dafür im feierlichen Abendmahlsgottesdienst im Münster in der Einleitung in die Fürbitten zum Ausdruck gebracht, und dieser Text wurde als Zeichen der Verbundenheit den Pfarrern und Pfarrerinnen der Gemeinden in Basel überbracht.

¹ Einen Einblick in den schweizerischen freikirchlichen Raum möchte der anschliessende Beitrag vermitteln.

² Alle Texte sind zu beziehen bei der Koordinationsstelle der SES, Bürkiweg 8, 3007 Bern.

Auf Antrag der Synodeleitung erliess die Versammlung hingegen einen Aufruf betreffend die Revision des Asylgesetzes. Mit 127 gegen 5 Stimmen erklärte sie, mit grosser Mehrheit zur Überzeugung gelangt zu sein, «die Revision des Asylgesetzes abzulehnen», wobei sie sich auf das Memorandum der drei Landeskirchen beruft; in diesem Sinne bittet sie den Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund und dessen Mitgliedkirchen «um eine eindeutige Stellungnahme zur Abstimmung über das Asylgesetz».

«Innerevangelische Ökumene»

Aus den Gruppenberichten ergab sich, dass der Bundesgedanke sich als fruchtbarer Ansatz für das Gespräch zwischen Vertretern von Freikirchen, evangelischen Gemeinschaften und Landeskirchen erwies. «Die Botschaft des Bundes macht uns deutlich, dass das blosse Nebeneinander... nicht ausreicht... Kirchen, Freikirchen und Gemeinschaften stellen aneinander ernsthafte Anfragen. Wie verstehen wir die Autorität der Schrift? Wie bekennen wir als Gemeinde das Evangelium? Wie bringen wir zum Ausdruck, dass die Kirche auf keinem anderen Fundament ruhen kann als auf dem, das gelegt ist? Welche Folgen ergeben sich daraus für die Verkündigung und die Ordnung der Kirche? Vor allem: Wie verstehen wir den missionarischen Auftrag der Kirche?»

Der freikirchliche Raum der Schweiz

Der folgende Beitrag, der im Zusammenhang mit der Schweizerischen Evangelischen Synode einen Einblick in den schweizerischen freikirchlichen Raum vermitteln möchte, wurde in seiner ursprünglichen Fassung von den Ökumenischen Informationen der KIPA (Nr. 9 und Nr. 10, 1986) veröffentlicht. Zu dieser Fassung haben Persönlichkeiten, die im freikirchlichen Raum «in verantwortlicher Stellung» stehen, Stellung genommen. Im Wortlaut veröffentlicht wurden der Beitrag und die Stellungnahmen als «idea schweiz Dokumentation» Nr. 101/86, in gekürzter Fassung in: idea magazin, Oktober 1986 (idea, Postfach 3320, 6002 Luzern). Gegenüber der ursprünglichen Fassung ist die folgende vor allem mit Anmerkungen ergänzt.

Neben den evangelisch-reformierten Landeskirchen gibt es auch in der Schweiz unabhängige evangelische Kirchen und Gemeinschaften. Auch wenn diese untereinander grosse Unterschiede aufweisen, haben sie doch so viel gemeinsam, dass sie zusam-

Dass hier nicht nur nach dem Gemeinsamen in der evangelischen Identität von Freikirchen und Gemeinschaften auf der einen und von Landeskirchen auf der anderen Seite zu fragen ist, machte der Zwischenbericht der Themengruppe «Den Glauben heute bekennen und leben» sehr deutlich, wurde doch gerade von landeskirchlicher Seite für zwei unterschiedliche Kirchenmodelle plädiert: Irene Gysel plädierte, von der Zürcher Disputation 84 herkommend, für eine offene Volkskirche, deren Bekenntnisfreiheit gerade einen Prozess der Bekenntnisfindung ermögliche (suchen und trachten nach dem, was wichtig ist), während Jacques Matthey die Kirche als eine Minderheitsgemeinschaft darlegte, in der das Wort geliebt wird, mit einer präzisen Identität, die in der Bibel und nur in der Bibel vorgegeben sei, eine besondere Gemeinschaft mit einer universalen Perspektive, weil Gottes Plan für die Welt universal ist.

So hatten auch römisch-katholische Beobachter am Ende der Synodeversammlung den Eindruck, der Gedanke des «Bundes für Gerechtigkeit, Frieden und Erhaltung der Schöpfung» ermögliche wohl ein gemeinsames Fundament in vielen Belangen, beantwortete aber noch in keiner Weise die Frage, wie die Christen als Bundesvolk auch im Selbstverständnis, im Bekenntnis zusammenkommen und eine gemeinsame Identität definieren können. *Rolf Weibel*

mengenommen als das freikirchliche Christentum bezeichnet werden können. Diesem freikirchlichen Christentum stehen aber auch Mitglieder der Landeskirchen nahe, indem sie beispielsweise eher von einer freikirchlichen als einer landeskirchlichen Frömmigkeit angesprochen werden oder sich sogar in einer freikirchlichen Bewegung engagieren, ohne ihre Mitgliedschaft in der Landeskirche aufzugeben.

Zum freikirchlichen Christentum gehören so einmal die klassischen Freikirchen, die ihren Ursprung hauptsächlich im angelsächsischen Bereich haben. Kirchenkundlich können diese dem kongregationalistisch-baptistischen oder dem evangelisch-methodistischen Typ zugeordnet werden. In der Schweiz gehört zum ersten Typ der Bund der Baptistengemeinden, zum zweiten Typ gehören die Evangelisch-methodistische Kirche und die Heilsarmee. Neben diesen klassischen gibt es die alten Freikirchen, die auf die Reformationszeit und zudem auf die radikale Reformation zurückgehen; in der Schweiz gehören die alt-evangelischen Taufgesinnten-Gemeinden (Mennoniten) zu diesem Kreis. Eine dritte Gruppe frei-

kirchlicher Gemeinschaften schliesslich kommt von der Erweckungsbewegung vor allem des 19. Jahrhunderts her; zu dieser Gruppe gehören auch in der Schweiz zahlreiche Gemeinschaften wie beispielsweise die Pilgermission St. Chrischona oder auch der Bund Pfingstlicher Freikirchen.¹

Freikirchliche Bewegung

Neben diesen Kirchen und Gemeinschaften gehört zum freikirchlichen Christentum eine Bewegung, die Körperschaften, Arbeitsgemeinschaften sowie eine umfangreiche publizistische Arbeit umfasst. Die Beziehungen zwischen der freikirchlichen Bewegung mit ihren vielfältigen meist selbständigen Einrichtungen und den Freikirchen sind vor allem persönlicher Art; diese haben aber auch zu Arbeitskreisen geführt. Bemerkenswert ist, dass freikirchliche Körperschaften sogar innerhalb einzelner Landeskirchen entstanden und geblieben sind; zu ihnen sind die Evangelischen Gesellschaften in verschiedenen Kantonen zu rechnen. Von besonderer Bedeutung für die freikirchliche Bewegung ist die Evangelische Allianz («Evangelical Alliance») geworden.²

«Einheit in der Mannigfaltigkeit»

Die Anregung zu ihrer Gründung ging konkret von Thomas Chalmers aus. Zur Abwehr des Papsttums und der protestantischen Irrtümer sollten sich evangelische Christen «aus verschiedenen Kirchen und Gegenden» brüderlich verbinden und ein biblisches Christentum fördern. So kam es vom 19. August bis 2. September 1846 in London zu der Versammlung, auf der die Evangelische Allianz gegründet wurde: nicht als ein Kirchenbund, sondern als ein Christenbund. Mitglieder sollten solche Personen werden können, «die die Anschauungen teilen und vertreten, die man gewöhnlich als «evangelisch» ansieht». Um dieses «evangelisch» näher zu bestimmen, verabschiedete die Versammlung eine theologische Basis, die allerdings gleich relativiert wurde. Zum einen wollte man mit den formulierten Lehrsätzen nicht die Grenzen christlicher Bruderschaft bestimmen, sondern nur andeuten, «welche Personen man

¹ Von freikirchlicher Seite wurden gegen diese Typologie Bedenken geäussert. Weil diese Typologie eine auch *historisch* begründete ist, stellt sich die Frage, ob diese Bedenken nicht auch auf ein gewisses Misstrauen freikirchlicher Kreise geschichtlichem Denken gegenüber zurückzuführen sind.

² Vgl. neuerdings Hans Hauzenberger, Einheit auf evangelischer Grundlage. Vom Werden und Wesen der Evangelischen Allianz; Gießen/Zürich 1986 (besprochen in SKZ 45/1986, S. 690).

als Glieder des Bundes zu sehen wünscht»; zum andern sollten die in die Basis aufgenommenen Sätze nicht den Eindruck erwecken, «die anderen seien gänzlich unwichtig».

Mit ihrer starken Betonung des persönlichen Glaubens und des Glaubensvollzugs in Gebet und Zeugnis überbrückte die Allianz konfessionelle Grenzen. Besonders deutlich kam und kommt dies in der jährlichen Allianz-Gebetswoche (in der ersten vollen Januarwoche) zum Ausdruck: Christen aus verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften werden zu gemeinsamer Besinnung um das Wort Gottes zusammengeführt. Mit ihrer vielfältigen Arbeit unter dem Leitgedanken «Einheit in der Mannigfaltigkeit» darf sie in gewisser Hinsicht zu den Vorläufern der ökumenischen Bewegung gerechnet werden. Allerdings ging die am Anfang besonders starke Abgrenzung gegen den Katholizismus nie ganz verloren. Sie wurde aber schon früh auch in Frage gestellt; so hiess es in der Westschweizer Sektion bereits 1852: «Die Allianz sollte auch nicht ein ausschliesslich protestantischer Verein sein, sondern auch den Kirchen des Orients und Rom die Hand reichen.» In der Folge wurde die Allianz aber auch kein allgemeiner protestantischer Verein: Die Freikirchen und evangelikal orientierte evangelische Christen wussten sich ihr stärker verbunden als die grossen Volks- und Staatskirchen.

Evangelisch – evangelikal

Der evangelikal orientierte Protestantismus geht auf die Erweckungsbewegung des 18. Jahrhunderts zurück. Diese vertrat gegen die Aufklärung ein biblisches Christentum und rief zu einem geheiligten Leben auf. Die Grundlage evangelikalen Christ-Seins ist die objektiv verlässliche Bibel. Sie ist das persönliche und erlösende Wort von der Heilstat Christi an den einzelnen sündigen Menschen. Auf dieses Wort antwortet der Sünder in Bekehrung und Umkehr, und daraus entsteht die persönliche Beziehung zu Jesus. Diese Beziehung wird im Gebet gepflegt, im missionarischen Bekenntnis bezeugt und in der Nächstenliebe geübt. So ist evangelikale Frömmigkeit sehr persönlich und erlebnishaft. Sie ist aber auch ausgesprochen personenbezogen, indem auch die Erlebnisgemeinschaft mit Gleichgesinnten gesucht wird. Die Besonderheit des evangelikalen missionarischen Zeugnisses besteht vor allem in einem besonderen evangelistischen Stil, beispielsweise Grossveranstaltungen wie bei Grossevangelisationen eines Billy Graham, die «Expo 85» oder auch, im Rahmen der schweizerischen Verhältnisse, der «Christustag». Mühe bereitet das evangelikale Christentum dort, wo es sich abgrenzt; dort, wo es nicht nur Positionen,

sondern auch Negationen vertritt. So kann die Bibeltreue zu einer harten Ablehnung des modernen theologischen Denkens führen; so nennt eine deutsche evangelikale Initiative die heute an den theologischen Fakultäten üblichen Methoden der Bibelauslegung «atheistische Methoden». So kann die Betonung des persönlichen Glaubens zu einer harten Ablehnung des sakramentalen oder institutionalisierten Christentums führen, zur harten Ablehnung des Katholizismus wie des Ökumenischen Rates der Kirchen; man unterscheidet dann etwa drei Typen von Christentum: «evangelikal» (freikirchlich), «ökumenisch» (landeskirchlich) und «katholisch».

Die Verabsolutierung

Die Ablehnung des modernen Denkens in einigen evangelikalen Gruppen hat in den Vereinigten Staaten zu einer weiteren Abgrenzung geführt. In der Auseinandersetzung gegen die Moderne erschien 1909–1912 die Schriftenreihe «The Fundamentals» (Grundsätze des christlichen Glaubens). Jene, die zu diesen Grundsätzen standen und deshalb «Fundamentalisten» heissen, wurden zum Teil beschämend kämpferisch; 1925 strengten sie in Dayton den berühmten «Affenprozess» an. Die Gemässigten verbanden sich in der Folge zu einer nationalen evangelikalen Vereinigung, deren Wirken auch das schweizerische freikirchliche Leben beeinflussen konnte. Die Fundamentalisten hingegen blieben darin eine Minderheit, wenn sie sich nicht gar absetzten. Denn mit ihrer Position der absoluten Irrtumslosigkeit der Bibel – einschliesslich der historischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Angaben! – fordern sie einen Gehorsam, der evangelischem Christentum fremd ist. Und sie fordern ihn so unbedingt, dass sie jeden abweichenden Standpunkt bekämpfen müssen, selbst wenn er im Grunde genommen ebenfalls fundamentalistisch ist.

Zum freikirchlichen Christentum gehören auch in der Schweiz einerseits Freikirchen und Gemeinschaften und andererseits freikirchliche, vorwiegend evangelikale Arbeitskreise, Publikationen und Ausbildungsstätten; zur tragenden Kraft ist dabei die Schweizerische Evangelische Allianz geworden. Diese brachte 1919 fünfzehn verschiedene evangelische Kirchen, Gemeinschaften und Werke der deutschen Schweiz dazu, sich in einem Verband zusammenzuschliessen, zum heutigen «Verband evangelischer Freikirchen und Gemeinschaften in der Schweiz (VFG)».³

Gräben und Brücken

Dieser Freikirchenverband bezweckt «die Zusammenarbeit aller evangelischen Freikirchen, Gemeinschaften und Körper-

schaften in der Schweiz, die sich die Verkündigung des Evangelismus zur Aufgabe machen und sich entschieden auf die Heilige Schrift und das gemeinsame Bekenntnis der Kirche Jesu Christi (das «Apostolische Glaubensbekenntnis») gründen». Dem Verband können also nur evangelische Kirchen und Werke angehören, die Körperschaften mit einer verantwortlichen Leitung sind und die «im Dienst biblischer Wortverkündigung und Seelsorge stehen».

«Um der Verkündigung des Evangeliums und des Dienstes der Welt willen» grenzt sich der Verband «gegenüber Irrlehren und schwärmerisch-separatistischen Kreisen» ab und begrüsst aber auch die Zusammenarbeit mit anderen Kirchen. Diese Zusammenarbeit ist aber nicht problemlos, weil der streng evangelikale Flügel Mühe mit den Landeskirchen hat – und umgekehrt. Hier ist jenen Verbandsmitgliedern, die ökumenisch engagiert sind, die besondere Verantwortung zugewachsen, Brücken zu sein. Dies gilt namentlich für die evangelistisch-methodistische Kirche, die Heilsarmee und den Bund der Baptistengemeinden, die auch Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen sind.

Dabei bestehen auch freikirchliche Theologen darauf, dass die gegenseitigen Beziehungen auch unter christlichen Gemeinden mehr und mehr vom Jesuswort bestimmt sein müssten, «... dass sie alle eins seien... , damit die Welt glaubt» (Joh 17). Auf der Delegiertenversammlung 1981 zog daraus der Bischof der evangelistisch-methodistischen Kirche die Konsequenz: «Wenn wir bereit sind, uns den wirklichen Fragen zu stellen, die heute und morgen auf uns zukommen, so wird die Unterscheidung, ob wir Staatskirche, Landeskirche, Freikirche oder Gemeinschaft sind, nicht mehr so entscheidend sein. Es geht um etwas noch Wichtigeres: Gemeinsam mit allen andern kirchlichen Körperschaften und Organisationsformen haben wir die Aufgabe, uns neu und ohne Voreingenommenheit zu fragen, was es heute heisst: «Kirche zu sein». Und dieser Berufung müssen wir aufgrund der Heiligen Schrift und der Herausforderung, die uns unsere Zeit stellt, nachgehen.»

Ein besonderes Verhältnis hat der Freikirchenverband zur Evangelischen Allianz, weil in ihr die freikirchlichen Kreise besonders stark vertreten sind. So hatten die bei-

³ Mit einer von der Delegiertenversammlung vom 23. September 1986 beschlossenen Statutenänderung wurden die freien Werke ausgeschieden – bis dahin hiess der Verband auch «Verband evangelischer Freikirchen, Gemeinschaften und Körperschaften in der Schweiz (VFK)» –, um die *Freikirchlichkeit* stärker zu profilieren.

den Organisationen schon lange regelmässige Arbeitsbeziehungen, beispielsweise jährlich eine gemeinsame Vorstandetagung; seit der letztes Jahr durchgeführten Reorganisation der Allianz gibt es nun auch mehrere gemeinsame Arbeitsgruppen. Diese koordinierte Tätigkeit insgesamt ergibt in einem übertragenen Sinn einen Freikirchenbund. Ihm gehören die eigentlichen Mitglieder der Freikirchen und Gemeinschaften an, schätzungsweise 100 000 Mitglieder, und vermutlich noch einmal so viele Nahestehende oder Freunde.

Ein evangelikaler Schulterschluss

Zur Reorganisation der Allianz kam es, weil eine Zeitlang neben ihr die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Evangelisation als eigenständige evangelikale Vereinigung tätig war. Entstanden war diese im Gefolge des 1971 in Amsterdam durchgeführten europäischen Kongresses für Evangelisation, der von der amerikanischen evangelikalischen Evangelisationsbewegung ausging. Um die Impulse von Amsterdam für die Evangelisation in der Schweiz in die Tat umzusetzen, schlossen sich zahlreiche Schweizer Teilnehmer nach dem Kongress zu dieser Arbeitsgemeinschaft zusammen. Im Unterschied zum Freikirchenverband, dem nur Körperschaften angehören, bestand die Arbeitsgemeinschaft wie die Allianz aus Einzelmitgliedern, was mit der Zeit als unnötige Doppelspurigkeit empfunden wurde. Diese wurde letztes Jahr mit dem Zusammenschluss der beiden Organisationen überwunden; dabei wurde die Arbeitsgemeinschaft in die Allianz integriert und die Allianz selber reorganisiert. Gleichzeitig wurden mit dem Freikirchenverband gemeinsam Arbeitsgruppen gebildet.

Die eine Arbeitsgruppe, die «Projektgruppe Christustag», ist für den gesamtschweizerischen Christustag verantwortlich, der am 12. Juni 1988 wiederum in Bern stattfinden soll. Die andere Arbeitsgruppe, die Projektgruppe «Credo 91», will mit eigenen Projekten zur Präsenz des Evangeliums an der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft beitragen, aber in Partnerschaft zur Ökumenischen Kommission CH 91. Geplant sind Veranstaltungen im Zusammenhang mit den christlichen Festtagen. «Christustage laden die Bevölkerung zu froher Gemeinschaft und gottesdienstlicher Feier ein. Feiertage sollen mit Aktionen für Hungernde verbunden werden. Betttag und Adventstage wollen zur Besinnung führen.»

In den zurzeit acht ständigen Arbeitsgruppen der Allianz, «Arbeitsgemeinschaften der SEA» genannt, wird die bisherige Arbeit der Allianz und der Arbeitsgemeinschaft für Evangelisation weitergeführt:

Medien, Gastarbeiter (Ausländermissionswerk MEOS), Arbeitsgemeinschaft für biblisch erneuerte Theologie, Allianzhilfe Schweiz (AHS), Jugend, Konferenzen, Schriftenmission, Literatur. Bemerkenswert ist unter anderem, dass der Verantwortliche der Gruppe für Theologie, der evangelisch-methodistische Pfarrer Hans Hauzenberger wohl einer Freikirche angehört, aber sowohl theologisch wie ökumenisch aufgeschlossen ist (er promovierte in Bern und ist Präsident der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen im Aargau). Eine besondere Anstrengung hat die Allianz in bezug auf ihre Informationspolitik unternommen. Seit Januar dieses Jahres gibt sie einen Informationsdienst heraus: neben der Monatszeitschrift «idea Magazin» den zweimal monatlich erscheinenden Pressedienst «idea Basisausgabe»; mit diesem neuen Informationsdienst, der die Publikationen der Arbeitsgemeinschaft für Evangelisation abgelöst hat, möchte der verantwortliche Redaktor, Pfarrer Fritz Imhof von der Schweizerischen Pfingstmission, «über Geschehen im evangelikalen Raum der Schweiz aktuell und umfassend informieren». Wieweit auch über den weiteren freikirchlichen Raum informiert werden wird, wird sich noch zeigen müssen.

Ein Kreis von Werken

Im freikirchlichen bzw. evangelikalen Raum spielen selbständige Werke und Unternehmungen aller Art, von der Bibelschule bis zum Buch, eine wichtige Rolle. Als «bibeltreu» theologische Ausbildungsstätte gehört die Freie Evangelisch-Theologische Akademie in Basel (FETA) dazu. Unter den Publikationen sind die Bücher der TELOS-Gruppe und der ABC-Team-Gruppe zu nennen, aber auch Zeitschriften wie «ethos». Hier können die Übergänge von freikirchlich zu ausgesprochen evangelikal und schliesslich betont fundamentalistisch fließend sein. Im Bereich der Publikationen ist dabei ein merkwürdiger Widerspruch festzustellen: Auf der einen Seite wird immer wieder die Moderne beargwöhnt und vor dem Zeitgeist gewarnt – auf der anderen Seite bedient man sich der modernen technischen Möglichkeiten in einem Mass, wie es in den Landeskirchen kaum vorstellbar ist (Videoproduktion usw.).⁴ Spätestens hier kann denn auch deutlich werden, dass es zwischen dem landeskirchlichen und dem freikirchlichen bzw. evangelikalen Bereich nicht nur um unterschiedliche theologische Akzente bzw. Positionen geht, sondern auch um unterschiedliche Mentalitäten. Auch oder gerade deshalb ist auch das Gespräch zwischen den beiden nicht einfach. Ansätze dazu gibt es allerdings verschiedenorts.

Besondere Erwähnung verdienen die Bemühungen der Schweizerischen Evangelischen Synode (SES), die dieses Gespräch nicht nur auf der 8. Synodeversammlung bewusst geführt hat, sondern dazu vorgängig bereits eine Tagung zum Thema «Missionsland Schweiz. Erfahrungen und Anfragen zur Evangelisation heute», eine Arbeitstagung zum Thema «Autorität der Schrift» und einen Gedankenaustausch zur Frage «innerevangelische Ökumene» veranstaltet hat.⁵

Rolf Weibel

⁴ Diesem von mir behaupteten Widerspruch wurde von freikirchlicher Seite entgegengehalten, ich selbst sei einem Missverständnis aufgesessen: «Wer die moderne Technik zur Verbreitung der «guten Nachricht» benutzt, muss noch lange nicht dem Zeitgeist verfallen sein (vgl. auch die Reformation und die Buchdruckkunst!).» Nun liegt meinerseits aber kein Missverständnis vor, sondern eine bestimmte Einschätzung der elektronischen Medien, wonach zwischen dem Buch und den elektronischen Medien eine «Kulturrevolution» liegt (vgl. dazu u. a. N. Postman, Wir amüsieren uns zu Tode, 1985), so dass eine praktisch fraglose Nutzung der modernen Medien selbst für einen guten Zweck im Grunde eine unbemerkte Anpassung an den Zeitgeist ist.

⁵ Von diesen Veranstaltungen gibt es Berichte; zu beziehen sind sie bei der Koordinationsstelle der SES, Bürkiweg 8, 3007 Bern.

Die Glosse

In der Kirche partizipativ führen

In den letzten Jahren ist es innerhalb der katholischen Kirche mit der Konfliktregelung kaum zu Fortschritten gekommen. Zunehmend ist festzustellen, wie sich – sobald das Vertrauen zwischen zwei Konfliktpartnern auf das absolute Minimum sinkt – eine beiderseitige einerseits systembedingte, andererseits gegenseitig provokative Militanz entwickelt, welche vielleicht zu Beginn eines Konfliktes kaum beabsichtigt war. Wohl eher bewahrheitet sich der Eindruck, dass in Konfliktfällen die verschiedenen Seiten «von allen guten Geistern» verlassen scheinen.

Ungelöste Spannungen

Hinter dieser Realität vermute ich einige ungelöste Spannungen. Einerseits ist überdeutlich, wie in Konflikten innerhalb der katholischen Kirche die eine wie die andere Seite versucht, den Anspruch auf die Vermittlung des Heiles absolut für sich zu erheben. Hier geschieht – von welcher Ebene des amtlich Beauftragten in Gemeinde, Bistum und

Weltkirche auch immer – jene absolute Identifizierung des Heilsprozesses mit der kirchenamtlichen Heilsvermittlung, welche bereits F. X. Arnold, Tübinger Theologe, in einer Aufsatzreihe 1942–1946 kritisierte.¹

Gewiss ist heute auch, dass in kirchenamtlichen Konfliktfällen das Resultat äusserst ernüchternd für alle Seiten ist. Leidtragende sind alle, und beinahe jeder Fall verfällt der Grundversuchung «Macht gegen Dialog»², welcher immer alle Beteiligten ausgesetzt sind. Mir scheint: niemand erweist sich darin als «mächtig»; das Resultat ist eher: die Geschehnisse um einzelne Personen und die Prozesse, die ins Rollen geraten, machen alle ohnmächtig. Die einen in den Gemeinden distanzieren sich daraufhin noch mehr von der jeweiligen Vertretung der kirchlichen Institution, andere stehen neu zu ihrem Bischof, wieder andere solidarisieren sich mit dem vom kirchenamtlichen Entscheid Betroffenen – ohne das Wissen, dass eben auch der kirchenamtlich Beauftragte ein Betroffener sein könnte, ja ist.

Auffallend ist, dass – soweit ich sehe – die Konfliktfälle meistens unter Männern bestehen. Frauen haben bisher nicht in diesem individualisierten Ausmass mit kirchenamtlichen Massregelungen zu kämpfen gehabt – ausgenommen die Realität des Nicht-Zuganges zur Ordination in dieser Kirche.

Im gegenwärtigen geschichtlichen Prozess wird sich eine Kirche, welche zur Hauptsache durch Männer geleitet und verwaltet wird, einer neuen Herausforderung stellen müssen: der Umgang mit der Macht ist weder mehr patriarchal noch (neu) matriarchal-feministisch zu leben. Die Hoffnung auf eine geschwisterliche Kirche von gleichberechtigten Frauen und Männern bedingt den Wandel unseres ganzen Kirchen- und Gottesverständnisses.³

P. M. Zulehner umschreibt diesen notwendigen Kurswechsel so: «Insgesamt ist, so sagt zusammenfassend die heutige theologische Reflexion, unsere Kirche «christomonistisch» organisiert. Die Sorge um die Hierarchie, um das Priestertum steht im Vordergrund. Um diese Sorge rankt sich alles, was uns heute bewegt. Dass es wichtiger wäre, die Kirche insgesamt durch das vergessene «charismatische» Prinzip zu erweitern, wird gern übergangen. Dies würde ja nicht das Amt abschaffen, würde aber zu einem völlig veränderten Stil der Amtsausübung führen. Schreien vielleicht deshalb so viele, dass das Amt in Gefahr ist, um den Amtsstil nicht ändern zu müssen? Was die gegenwärtige Kirche bei uns also kaum kennt, ist das «weibliche» Element. Nicht zufällig mutmassen ja manche Theologinnen und Theologen, dass es Gottes Geist ist, der das Weibliche in Gott repräsentiert. Ist deshalb die Kirche bei uns derart institutio-

nalisiert, verknöchert, leblos, ausgeblutet, weil ihr das Weibliche, also der Geist fehlt? Ist eine Männerkirche, zumal wenn sie von halbierten Männern geleitet wird, nicht immer in Gefahr, geist- und leblos zu werden?»

Eine weitere ungelöste Spannung ergibt sich nicht zuletzt auch dadurch, dass in einem geschichtlich gewachsenen und relativ verengten Konzept der «Weltkirche» agiert wird; Zentralismus verträgt sich wohl schlecht mit angestrebter Geschwisterlichkeit und Synodalität von Ortskirchen untereinander und in die Ökumene hinein. Wenn in Konfliktfällen in «Solidarität mit der Weltkirche» gehandelt werden «muss», kann dies missverstanden werden als eine Flucht in eine unzugängliche Sphäre verschlossener Geheimnisse. Dagegen denke ich, dass das ganze Dasein seit Gottes Offenbarung in Jesus von Nazareth zum offenen Geheimnis geworden ist. In diesem Welt-Dasein entfaltet sich auch Kirche – grundsätzlich «zusammengesetzt» aus Welt-Menschen, welche im Geiste der Umkehr begonnen haben auf das Reich Gottes hin zu leben.⁴

Lösungswege

Verlangt ist, wie P. M. Zulehner (vgl. oben) richtig bemerkt, ein «völlig veränderter Stil der Amtsausübung». Dies hat dann wesentlich damit zu tun, dass Partizipation möglich wird, auf der Ebene einer Gemeinde, eines Bistums wie der Weltkirche.

Partizipation ist nicht nur Leitwort des jüngst vergangenen Jahres der Jugend, es ist ein Schlüsselbegriff, welcher eine besondere Dynamik in der römisch-katholischen Kirche des 20. Jahrhunderts entwickelt hat.⁵ Resultat dieser Dynamik, die sich in ganzer Breite durch den Vollzug des Konzils selber und die nachfolgende Zeit verschiedenster Synoden auf Kontinental-, Landes- und Gemeindeebene bis in die Pfarrgemeinderäte hinein entwickelte, war ein neuer Umgang miteinander, welcher ein hohes Mass an Begegnung, gegenseitig loyalem und solidarischem Verhalten in Szene setzte.

Heute, in einer Zeit weitestgehender Ernüchterung, ist an diese Dynamik schrittweise je neu anzuknüpfen. Die Auslegung des Konzils in den lokalsynodalen Prozessen hatte bereits einen Grad an Partizipationsreife erreicht, dass jeder Schritt zurück in das monarchisch-christomonistische Kirchenmodell zu einem Einbruch in der loyalen und solidarischen Geschwisterlichkeit bedeutet. Dies betrifft in besonderem Masse die schweizerischen Entwicklungen mit der Vor- und Nachsituation des Pastoralforums 1981.

Die Ämterfrage ist zur Identitätsfrage der kirchlichen Glaubensgemeinschaft geworden. Dienste und Ämter sind im Blick

auf die Partizipation einer fundamentalen Herausforderung ausgesetzt. Denn: «Partizipatives Leben benötigt eine grosse Anzahl von Menschen, die bereit sind, mitzudenken und mitzuarbeiten. Es braucht Leute, die Beziehungen knüpfen, Informationen sammeln und weitergeben usw. Es braucht Leute, die sich um Ausländer und Neuzuzüger, um Kranke, Gefangene und Notleidende kümmern; es braucht auch Leute, die mit den Jugendlichen über deren Probleme nachdenken, Leute, die sich für eine religiöse Erziehung einsetzen, Leute, die an der Gestaltung der Liturgie mitwirken usw.

Dienste dieser Art können von allen Mitgliedern einer Gemeinde übernommen werden ... Geht es aber um die Koordination der verschiedenen Dienste innerhalb einer grösseren Gemeinschaft oder einer Gruppe kleinerer Gemeinden, so braucht es Leute, die das beruflich tun. Sie dürfen die ehrenamtlichen Dienste der anderen aber keineswegs abwerten und müssen fest überzeugt sein, dass es für alle am besten ist, wenn jeder eigenständig denkt und handelt und jeder in seinem eigenen Milieu wirkt, selbst wenn dies gelegentlich auf Kosten eines einheitlichen, systematischen Vorgehens geht.

¹ Vgl. Arnold, Franz Xaver, Das gottmenschliche Prinzip der Seelsorge in pastoralgeschichtlicher Entfaltung, in: Theologische Quartalschrift 124 (1943) 99–133 mit Fortsetzungen ebd. 125 (1944) 57–80, 126 (1946) 43–85. Zum Ganzen vgl. auch meine Arbeit: Aktive Teilnahme. Kriterium gottesdienstlichen Handelns und Feierns. Zu den Elementen eines Schlüsselbegriffes in Geschichte und Gegenwart des 20. Jahrhunderts (Diss.), in: Europäische Hochschulschriften: Reihe 23, Bd. 250, Lang-Verlag Bern 1985, 278–283; 373–376.

² Vgl. Hans Czuma, Macht gegen Dialog. Zum Widerspruch zwischen kirchlicher Metaphysik und demokratischem Diskurs, Edition Exodus, Freiburg/Schweiz. Zum praktischen und systematischen Hintergrund der Frage sei verwiesen auf: Leonardo Boff, Kirche: Charisma und Macht. Studien zu einer streitbaren Ekklesiologie, Düsseldorf 1985, vor allem 46–163; 195–284.

³ Sowohl systematisch wie praktisch sind (auch von Männern!) Gedanken formuliert: unter anderem P. M. Zulehner, Männerbefreiung: Geschlechterstreit?, in: Orientierung 49 (1985) 257–261, folgendes Zitat 260; vgl. wiederum Leonardo Boff, Ave Maria. Das Weibliche und der Heilige Geist, Düsseldorf 1982; ders., Das mütterliche Antlitz Gottes. Ein interdisziplinärer Versuch über das Weibliche und seine religiöse Bedeutung, Düsseldorf 1985.

⁴ Mit der jüngsten, ausserordentlichen Bischofssynode und ihrem Schlussbericht ist gleichsam eine «Stockung» im nachkonziliaren Prozess entstanden (einem Stau auf einer Autobahn nicht unähnlich) und die vom Konzil wiederentdeckte Differenz zwischen Kirche und Reich Gottes zurückgedrängt. Vgl. L. Kaufmann, Bischofssynode '85: Erfahrungen oder Worte, in: Orientierung 50 (1986) 9–12. Kommentar und Schlussbericht der Synode vgl. in: Herder-Korrespondenz 40 (1986) 34–48.

⁵ Vgl. meine Arbeit (Anm. 2).

Es geht ja nicht darum, einem autoritären System die Vorteile der partizipativen Arbeitsweise aufzupropfen. Hier steht etwas wirklich anderes, grundsätzlich Verschiedenes auf dem Spiel. Das gleiche gilt für das Amt des Priesters und des Bischofs. Freilich bedingt dies einen grossen Wandel im Selbstverständnis der beiden Ämter, die ja auf dem Sakrament der Weihe beruhen; doch ist dieser Wandel der Preis, der für die Verwirklichung der Partizipation innerhalb der Kirche bezahlt werden muss. Theologie und Spiritualität stehen heute vor der grossen Aufgabe, im Licht der neuen Erfahrungen und der Überlieferung der Kirche das Selbstbewusstsein dieser Ämter neu zu definieren.»⁶

In Anknüpfung an diese Überlegungen äussern sich jüngst auch Stellungnahmen zu den Lineamenta der ordentlichen Bischofssynode 1987 über «Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt, zwanzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil».⁷ Die Hauptstossrichtung dieser Stellungnahmen zielt auf neue Wege im Führungsstil jeder kirchlichen Einheitsgrösse. Solche können nur jenseits jeglichen Dualismus von Klerus und Laien beschritten werden.

Wie sich der gesamte angesprochene Problemkomplex zuspitzt, zeigt die ökumenische Diskussion nach den «Lima-Texten», welche einerseits von der Erblast der Jahrhunderte sich nicht lossagen, andererseits ebenso neuere befreiende Erfahrungen an der Basis nicht verhindern kann. Einer jener Vordenker in den Fragen christlicher Identität, Edward Schillebeeckx, formuliert das Wesentliche für die Suche nach neuen Konfliktregelungen in Gemeinde und Bistum.⁸ Mit der partizipativen Schau kongruent erweist sich dabei die Suche nach dem «inneren Band (des) «episkope» -Amtes mit der lebendigen Kirchengemeinschaft und in diesem Sinn mit der Basis ... Bischöfliche Kollegialität oder anonyme Synodalität halte ich für wichtig, aber das Stehen der persönlichen oder synodalen Leiter mitten in der Gemeinde – der «ekkliesialen communio» – scheint mir noch wichtiger. Sonst kommt es doch zum Gegensatz zwischen «von oben her» und der lebendigen «kirchlichen Basis» – dem Tempel des Heiligen Geistes, in dessen Dienst (ebenfalls unter Leitung desselben Geistes) das Amt steht.»

Werden Bischöfe der Zukunft – einigen Bischöfen der südlichen Erdhälfte vergleichbar – nicht noch mehr mit Volk und Gemeinde solidarische Wege gehen und in der Konfliktbewältigung eine partizipative Ausrichtung finden, wird das «Oben» und «Unten» noch weiter auseinandergehen, die Sprachen und Wörter noch weiter sich auseinanderbewegen. Werden sich die auch in der Gemeindeleitung Verantwortlichen

nicht vermehrt mühen, aus ihrer stark verinnerlichten Schau einer absolut priesterzentrierten Christusrepräsentanz herauszugelangen – hin zu einer relativ, auf Christus und seine Gemeinde hin zentrierten Lebensweise –, dann wird es nicht gut stehen um die Einlösung vergangener Hoffnungen. Deren eine war und ist: der unteilbaren Feierkompetenz aller Gläubigen den Vorzug zu geben – auch Gemeindeleiter haben den Gläubigen aus dem Weg zu gehen, wenn sie durch ihre Führung den Weg zu Christus eher hemmen. Dieses Verhalten wird missionarischer Demut bedürfen.

Im Zentrum: Eine eucharistisch verankerte Ekklesiologie in partizipativer Praxis

Der Weg hin zur partizipativen, das heisst auch in den Lebens- und Weltbezügen eingebetteten Praxis der Gemeinde, wird wegführen aus der christomonistischen Prägung. Hin zu einer Ergänzung und Neuverankerung der Kirche im Geist Gottes. Dies kann für viele ein schmerzlicher Weg bedeuten – auch für die Leitenden in unserer Kirche.

Aus der Sicht einer eucharistischen Ekklesiologie⁹ ist zum Beispiel jener Abschnitt aus dem Pastoral Schreiben «Das Geheimnis der Eucharistie»¹⁰ in Frage zu stellen, welcher zu stark noch der absolut priesterzentrierten Christusrepräsentanz das Wort redet: «In der Kirche ist der Herr allein das Haupt; deshalb muss ein vom Herr selbst Beauftragter dies versinnbildeln. Der Beauftragte ist jedoch in keiner Weise Herr, sondern nur Diener und Helfer Jesu Christi, wie Paulus es sagt: «Wir wollen ja nicht Herren über euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer zu eurer Freude» (2 Kor 1,24).» Das letzte Konzil hat auch die Laien dem Haupte Christi angenähert, und es dürfte schwierig sein, jedem Glied im Leibe Christi seine Verbindung zum Haupte abzusprechen. Hier beginnt wohl der neue Weg, der im Geist

Gottes die verbindungstragende Kraft entdeckt.¹¹

Aus der Sicht einer eucharistischen Ekklesiologie ist aber auch jedes Verhalten von Gemeindeleitern und Seelsorgern, das sich über die synodalen Prozesse und die Köpfe der Menschen in den Gemeinden hinausbewegt, in Frage zu stellen, auch wenn dies «in Verantwortung» zu geschehen vorgibt.

Die Hoffnung, die ich hege, ist: dass sich jenseits der Militanz, die sich infolge des sogenannten Priester mangels vor allem im Bereiche der Feiern des Glaubens als Gefährdung eben dieser Feiern entwickeln kann, eine neue partizipativem Verhalten angepasste Führungsweise entwickelt. Denn nur eine «Militanz» ist gefordert: der Eucharistie im Leben vollumfänglich gerecht zu werden.

Stephan Schmid-Keiser

⁶ Vgl. Partizipation – schöpferische Mitbeteiligung, Impulspapier der Arbeitsgruppe 2 «Prospektive» der Pastoralplanungskommission, Werkpapiere aus dem Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut (SPI), St. Gallen, Oktober 1980, 16f.

⁷ Siehe unter anderem: die Stellungnahme der KAGEB zu diesen Lineamenta: Wir wollen antworten – aber sind wir gefragt?, in: kageb erwachsenbildung 23 (1986) Heft 1, 27–35.

⁸ Edward Schillebeeckx, Christliche Identität und kirchliches Amt. Plädoyer für den Menschen in der Kirche, Düsseldorf 1985, 313; Dazu vgl. Bas M. F. van Iersel, Zugespitzter Konflikt, Rom, und Schillebeeckx, in: Orientierung 49 (1985) 20–22; Markus Barth, Auf dem Weg zur Einheit, in: Orientierung 50 (1986) 2–5.

⁹ Hiezu meine Arbeit (Anm. 2), die Abschnitte: Nachkonziliare Liturgie und die Legitimität aktiver Teilnahme der Gläubigen, 429–448; Aktive Teilnahme als Kriterium gottesdienstlichen Handelns und Feierns – Prolegomena zu einem erneuerten Teilnahmebegriff, 449–528.

¹⁰ Dokumente der Schweizer Bischöfe, Das Geheimnis der Eucharistie, November 1984, 23.

¹¹ Vgl. meine Arbeit (Anm. 2): Neuland im Verständnis von «Priester» und «Laien», 436–448; bezüglich der selektiven Zitation des Konzilstextes aus dem Laiendekret Nr. 3 vgl. besonders Anm. 57.

Hinweise

«Christen für das Jahr 2000»

Unter diesem Titel organisieren die Kirchen und christlichen Gemeinschaften von Genf in diesen Tagen (27.–30. November) ein grosses ökumenisches Programm. Die Botschaft des Evangeliums und die Welt

von heute, auf das Jahr 2000 hin, sollen sich begegnen. Dies soll nicht nur im Reden zueinander und im Hören aufeinander (in verschiedensten Formen), sondern auch im Beten miteinander geschehen. Die verschiedenen Kirchen und christlichen Gemeinschaften, 21 an der Zahl, darunter auch die römisch-katholische Kirche, haben sich dafür zusammengefunden. Wir wollen ihnen auch unsere Verbundenheit im Gebet bekunden.

Josef Trütsch

Amtlicher Teil

Für die Bistümer der deutschsprachigen Schweiz

OKJV beschäftigt sich mit dem Amt und der Eucharistie

Die Auseinandersetzung mit den Themen «Gottesdienst ohne Priester» und «Eucharistische Gastfreundschaft» ist am 19. November im Mittelpunkt der Sitzung des Gesprächsforums «Ordinarienkonferenz-Jugendverbände» (OKJV) in Zürich gestanden. Die beiden Themen zugrundeliegende Frage nach dem Amts- und Eucharistieverständnis soll möglicherweise bei dem auf Ende August 1987 geplanten Gespräch mit den Bischöfen aufgegriffen und weiter diskutiert werden. Das Gespräch wird durch eine bereits konstituierte Arbeitsgruppe vorbereitet, damit es mehr als ein «belangloser Meinungs austausch» wird.

Bischofsvikar Max Hofer, Solothurn, informierte aufgrund zweier Arbeitspapiere die OKJV ausführlich über die Arbeit der Deutschschweizer Ordinarienkonferenz (DOK) zum Thema «Gottesdienste ohne Priester». Obwohl sich die Papiere nur mit der Situation in den Pfarreien und fremdsprachigen Missionen befassen, äusserte Bischofsvikar Hofer auch sein Interesse an den Reaktionen der Jugendverbände und -bewegungen. Jesu Anliegen bestehe darin, echte und tragende Gemeinschaft mit Gott und unter den Menschen zu stiften, wird im theologischen Teil der Arbeitspapiere festgehalten. Diese Gemeinschaft entstehe im Hören des Wortes Gottes und im Feiern des Mahles. Die Eucharistie sei der Höhepunkt des Sonntags, heben die Arbeitspapiere weiter hervor, und alle getauften und gefirmten Christen hätten den Auftrag, Gemeinschaft aufzubauen und zu vertiefen.

Daher müsse eine lebendige Gemeinschaft dafür sorgen, dass Christen nicht längere Zeit ohne Eucharistiefeyer leben müssen und dass sich die Glaubenden zum Wortgottesdienst versammeln können, wenn sie keine Gelegenheit zur Eucharistiefeyer haben. Um diese Aufgabe zu erfüllen, müssten die Eucharistiefeyern besser «koordiniert» und «verteilt» werden. Zudem sollte auch in Pfarreien ohne Priester mangel ein Umdenken eingeleitet werden. Zu dieser Neubeginnung gehören das Wecken der Mitverantwortung der Christen für den Aufbau der eigenen Gemeinde, die Sensibilisierung für die gemeinschaftsbildende Kraft des Wortes Gottes, die Neubelebung der Feier des Sonn-

tags, die Vertiefung des Verständnisses der Eucharistie und der Heilsbedeutung des Wortes Gottes sowie die vermehrte Pflege der nichteucharistischen Gottesdienste. Doch Wortgottesdienste mit oder ohne Kommunionsspendung – die Arbeitspapiere wenden sich gegen eine grundsätzliche Verbindung von Wortgottesdienst und Kommunionsspendung – bleiben eine Notlösung, die nie befriedigen kann, gestand Bischofsvikar Max Hofer, und können auf die Dauer die Eucharistiefeyer nicht ersetzen.

In der Diskussion äusserten die Vertreter der Jugendverbände ihr Unbehagen angesichts der Aussicht, dass oft unbekannte Seelsorger «durch den Computer an die Gemeinden verteilt» werden könnten. Wie ernst nehme man die Verantwortung der Gemeinden, wenn Seelsorger derart «eingeflogen» würden. Es wurde auch die Befürchtung laut, dass die Sakramentenspendung immer mehr von den anderen Aufgaben des Priesters getrennt werden könnte. Es sei beachtlich, wie an Notlösungen gearbeitet werde, wie etwas sarkastisch festgestellt wurde, doch an welchen Lösungen werde gearbeitet. Anstatt die Gemeinschaftsformen den bestehenden Ämtern anzupassen und auf mehr zukünftige Berufungen zu hoffen, sollten die Ämter in den Dienst der Gemeinde gestellt werden.

Sind die jungen Christen Katechumenen?

Die OKJV, die zum Schreiben der Bischöfe über die «Eucharistische Gastfreundschaft» bereits kurz nach der Veröffentlichung Stellung genommen hatte, wurde dann durch die Bischofsvikare Max Hofer und Christoph Casetti über die Beratungen in der DOK, in verschiedenen Gremien und in den Bistumsleitungen von Basel und Chur informiert. Daraus ergaben sich weitere Fragen, die später aufgearbeitet werden sollen: Befinden sich die jungen Christen in einer solchen katechumenalen Situation, dass sie die von den Bischöfen gewünschten Voraussetzungen für den Empfang der Eucharistie gar nicht besitzen? Welche Folgen ergeben sich, wenn das Abendmahl ohne verbindliches Glaubensbekenntnis empfangen werden kann? Haben die jungen Christen die Kirchentrennung vergessen?

CH91: Kräfte nicht verzetteln

Joachim Müller, Präsident der Schweizerischen Katechetenvereinigung, informierte die OKJV über mögliche, allerdings noch «unreflektierte» Projekte wie etwa den «Bibelbus», mit denen sich die kirchliche Jugend an der CH91 beteiligen könnte. Die CH91 stelle für die Arbeit der Katechetenvereinigung und der Vereinigung der Laien-

katecheten wie der Jugendverbände und -bewegungen eine Chance dar, die deshalb möglichst rasch eine Arbeitsgruppe bilden sollte, um gemeinsame Projekte zu planen. Müller machte zudem darauf aufmerksam, dass sich die evangelikalen Gruppen bereits intensiv auf die CH91 vorbereiten, um bei den Jugendlichen missionieren zu können. Die Reaktionen auf seine Äusserungen zeigten jedoch, dass die noch allzu vagen Projekte nicht zum Mitmachen reizen und dass viele Verbände und Bewegungen bereits über die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände (SAJV) an der CH91 beteiligt sind und ihre Kräfte nicht verzetteln wollen.

Schliesslich erklärten sich verschiedene Mitglieder der OKJV bereit, sich an der weltweiten Umfrage der vatikanischen Kongregation für den Gottesdienst zu beteiligen und ihre Erfahrungen wie Anliegen (zum Beispiel eigenes Hochgebet für junge Christen) nach Rom weiterzuleiten.

Bistum Basel

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle der Pfarrei *Reinach, St. Niklaus* (BL), wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 16. Dezember 1986 beim diözesanen Personalamt, Postfach, 4501 Solothurn.

Arbeitsgruppe Diakonie

Am 3. Dezember 1986 trifft sich die Arbeitsgruppe Diakonie, um die Thematik «Diakonie in der Kirche heute» weiter zu beraten. Besonders besprochen wird: Bedeutung und Stellenwert der Diakonie in Pfarrei und fremdsprachiger Mission; Träger der Diakonie.

Angeregungen können an die Mitglieder der Arbeitsgruppe oder an das Pastoralamt in Solothurn gemacht werden.

Max Hofer, Bischofsvikar

Bistum Chur

Ausschreibung

Infolge Demission des bisherigen Amtsinhabers wird die Pfarrei *Zerne* zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich melden bis zum 18. Dezember 1986 beim Personalrat des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Recollectio

Die nächste Recollectio für die deutschsprachigen Seelsorger und Seelsorgerinnen findet statt am *Montag, 1. Dezember 1986, im Bildungshaus Notre-Dame de la Route in Villars-sur-Glâne* (Bushaltestelle «Kantons-spital»).

Domherr Adolf Aebischer leitet den Tag und stellt ihn unter das Motto: «Gott finden, – oder besser: sich von Gott rufen und finden lassen.» Wir erwarten möglichst voll-zählige Teilnahme der Seelsorger und Seelsorgerinnen an dieser Einstimmung in den Advent. Voranmeldung beim Bildungshaus Notre-Dame de la Route ist nötig (Telefon 24 02 21).

Bistum Sitten

Ernennung

Der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, hat den Pfarrer von Ayer, *Marcel Martenet*, zum neuen Pfarrer von Bex ernannt. *Bischöfliche Kanzlei*

Altarweihe

Am 10. November 1986 hat der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, den Altar in der Kapelle des Priesterseminars des Bistums Sitten in Givisiez (FR) geweiht. Die Kapelle ist dem hl. Theodul, dem Patron des Bistums Sitten, geweiht.

Verstorbene

P. Friedrich Birkenfeld SAC

P. Friedrich Birkenfeld wurde am 16. Februar 1904 in Remscheid im deutschen Rheinland geboren. Noch während der Volksschulzeit bereitete er sich durch Privatunterricht in Latein vor auf den Eintritt in die zweite Klasse des Pallottiner Missionsgymnasiums in Ehrenbreitstein. In den harten Nachkriegsjahren 1919–1924 absolvierte er erfolgreich die humanistische Mittelschule. Nach dem abschliessenden Noviziat legte Frater Birkenfeld am 25. April 1926, also vor genau 60 Jahren, die erste Weihe ab auf unsere pallottinische Gemeinschaft. Nach den philosophischen und theologischen Studien in Limburg/Lahn wurde er am 13. Juli 1930 zum Priester geweiht.

P. Birkenfelds erster Arbeitseinsatz erfolgte als Präfekt und Lehrer im damaligen Pallottiner Missionsgymnasium in Frankenstein (Schlesien), heute ein Teil von Polen. Im September 1934 kam er in die Schweiz, nach Gossau als Schülerseelsor-

ger und Lehrer bis 1937. Dann folgte ein Jahr als Vikar an der grossen Pfarrei St. Anton in Basel. 1938 kehrte er wieder nach Gossau zurück. Diesmal endgültig. Neben der vielseitigen Tätigkeit als Lehrer für Latein, Griechisch, Englisch und Geographie wurde ihm auch die Haus- und Delegaturverwaltung übertragen sowie das Vizerektorat. Dazu entfaltete er eine intensive Tätigkeit durch Exerzitienkurse und vor allem durch zahlreiche Sonntagsaushilfen in der näheren und weiteren Umgebung von Gossau. Sein Kanzelwort wurde gern gehört, besonders auch bei den damals jährlichen Fasten- und Maipredigten. Neben den vielen Schulstunden waren ihm diese Sonntagabendpredigten eine Last, aber eine liebe Last und darum auch eine Freude. Ab 1947 betreute er jahrzehntelang die Pfarrhaushälterinnen und regidierte während 20 Jahren ihre Zeitschrift «Maria und Martha». Ausserdem war er jahrelang Spiritual unserer Brüder und de facto auch mancher Patres und Weltpriester, die seinen Rat und Zuspruch sehr schätzten.

P. Birkenfeld besass eine robuste Gesundheit. Dazu gesellte sich ein Arbeitswillen und ein Sich-Einsetzen für eine Sache, hie und da auch mit deutscher Härte und Gründlichkeit. Neben den natürlichen Kräften schöpfte er bewusst und beharrlich aus den übernatürlichen Quellen. Die tägliche Zelebration der hl. Messe und die aktive Teilnahme an den Gebeten und Feiern der Gesellschaft bis zum Tag vor seinem Tod waren für ihn so selbstverständlich wie die ständige Verfügbarkeit für die Aufgaben der Gemeinschaft und die

unbeirrbarbare Treue zu ihr auch in schweren Zeiten. Wo man ihn brauchte, war er da mit vollem Einsatz, noch lange über das Pensionsalter hinaus. Als guter Pallottiner dachte und handelte er wie Vinzenz Pallotti, der den Mitbrüdern, die ihn zu mehr Ruhe mahnten, sagte: «Jetzt lasst uns arbeiten, ausruhen werden wir im Himmel!»

Vor sechs Jahren durfte der Verstorbene im Kreise seiner Mitbrüder, Angehörigen und Freunde, körperlich und geistig noch munter und rege, sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Es war eine herrliche Abendsonne. Im vorletzten Sommer erlitt er einen Schlaganfall. Im Krankenhaus erholte er sich relativ rasch. Bald marschierte er wieder, fast stramm und aufrecht, wenn auch mit einem Stock. Eine Panik löste bei ihm dieser Zwischenfall nicht aus. In echt christlichem Glauben verstand er diesen Wink als einen Gruss vom lieben Gott, der ihn ernst, aber nicht dramatisch an den Abschied aus dieser Welt gemahnte. Als ein solches Zeichen fasste er den «Fall» auf und sprach auch offen darüber.

Als am 24. April 1986 P. Birkenfeld ein weiterer, ernsterer Hirnschlag traf, war er vorbereitet. Ob dabei die Freude auf das Fest der diamantenen Profess am folgenden Tag mitgespielt hat, wissen wir nicht. Auf jeden Fall fand Schnitter Tod am Tag darauf, am 25. April, am 60. Jahrestag seiner Weihe an unsere Gemeinschaft, ihn als treuen, wachsamem Knecht unseres gemeinsamen Meisters Jesus Christus. Bei ihm ruhe er jetzt in Frieden.

Alfons Böhi

Neue Bücher

Ein Schau- und Meditationsbuch

Informationszentrum Berufe der Kirche (Hrsg.), «Ich rufe dich bei deinem Namen». Der Lebensweg Jesu in Wort und Bild.

Als Herausgeber zeichnet das Informationszentrum Berufe der Kirche in Freiburg i. Br. Man vermutet deshalb hinter dem Titel des Buches eine Darlegung des Gottesreiches. Unter anderem kommen tatsächlich mehrere Berufungs-Geschichten der Jünger Jesu zur Sprache. Doch ist das nicht der rote Faden des Buches. Es handelt sich vielmehr um Szenen aus dem Neuen Testament von der Kindheit Jesu bis zur Himmelfahrt.

Alle Bilder sind Reproduktionen aus Codices und Evangeliaren des Hochmittelalters, die grössere Zahl – nämlich 41 – aus dem berühmten Egbert-Codex aus Trier, die andern 8 aus den Evangeliaren, die für Kaiser Otto III. und Kaiser Heinrich III. gemalt wurden, alle also um das Jahr 1000. Die Wiedergabe ist ausgezeichnet, und es ist sicher wahr, dass wir heute zu diesen romanischen Bildern wieder einen guten Zugang haben. Der Verfasser geht auch nicht fehl in der Meinung, dass sich diese Bilder auch zum Erzählen und Illustrieren der Bibel für Kinder eignen.

Neben den Bildern stehen immer auch ein entsprechender Text aus dem Neuen Testament und ein ausgesuchtes Gebet. Mehr Mühe hat man mit dem Stil der Bildmeditationen und den Bilddeutungen. Sie lesen sich mühsam und sind kaum zum Vorlesen geeignet. Ob nicht unter den Persönlichkeiten, die unter dem Stichwort «Dank» am Schluss des Buches aufgezählt sind, sich je-

mand gefunden hätte, der einen glücklicheren Zugang zum meditativen Leser gehabt hätte?

Ein Schau- oder Meditationsbuch braucht an sich keinen Verfasser, sondern nur einen Herausgeber. Texte aber haben doch notwendig einen Verfasser. Man wird zunächst belehrt, der Herausgeber sei auch der Verfasser. Das ist aber unmöglich. Man entdeckt schliesslich in Klammern den Namen des Leiters des «Informationszentrums Berufe der Kirche»: Emil Späth. Ihm ist vor allem für die Vermittlung des Bildzyklus an die grossen und kleinen Gläubigen unserer Tage zu danken.

Karl Schuler

Maria

Maria. Die Gestalt der Mutter Jesu in jüdischer und christlicher Sicht. Mit 48 Farbseiten zum Marienleben und Essays von David Flusser, Jaroslav Pelikan, Justin Lang, Herder, Freiburg i. Br. 1985, 105 Seiten.

Ein Buch der Erbauung, der Vertiefung und durch die Bilder auch ein Buch der Meditation will dieser wahrhaft ökumenische Band sein. Die Texte stammen vom Juden D. Flusser (Neutestamentler an der Hebräischen Universität Jerusalem), vom Protestant J. Pelikan (Professor in New Haven/USA) und vom Katholiken J. Lang (Franziskaner in Fulda). Allein durch diese Autoren hat das Buch ein eigenes Gepräge; durch die sehr schön reproduzierten Farbbilder aus zwei Altären der deutschen Gotik (dem Buxtehuder Altar, um 1410, und dem Altar des Meisters der Goldenen Tafel zu Lüneburg, um 1418) erhält der Band zudem einen besonderen Reiz. Diese farbleuchtenden Darstellungen bezeugen in ihrer Erzählfreudigkeit, die aus jedem dieser Bilder ein Andachts- und Meditationsbild macht, die grosse

Verehrung, die besonders vom einfachen Volk der Gestalt der Gottesmutter entgegengebracht wurde. Innerhalb des Bildteils befinden sich – an passender Stelle – auch einzelne Fotografien der Heimat Marias. Alle Bilder sind von kurzen Kommentaren begleitet, die – nebst Mt- und Lk-Zitaten – auch aus den beiden neutestamentlich apokryphen Schriften «Protoevangelium des Jakobus» (2. Jh.) und «Pseudo-Matthäus» (5. Jh.) stammen. Aus Letztgenannten haben verschiedene Künstler reiche Motivanregungen entnommen.

Interessant ist, welche Themen die drei Autoren ausgewählt haben: *Flusser* schreibt über «Maria und Israel»; insbesondere sieht er Maria als sorgende und leidende Mutter, die für ihn eine Stellvertreterin für das Leid unzähliger jüdischer Mütter – bis in unsere Tage – ist. Er singt der jüdischen Maria «ein bescheidenes Loblied» (8) und wünscht sich, bei allen Betrachtern «historische Ehrfurcht vor Maria wecken» zu können (9). Maria ist nicht nur Symbolfigur für die Kirche, sondern sie darf auch als solche für ihr eigenes Volk verstanden werden (9.13).

Pelikan erklärt in seinem Beitrag «Maria – Ihr Bild in der Entwicklung der christlichen Lehre» Mariendogmen aus protestantisch-ökumenischer Sicht. Aus seinen Ausführungen geht hervor, dass die Lehre über Maria in vielfacher Hinsicht das bemerkenswerteste aller Beispiele der Dogmenentwicklung ist.

Der Franziskaner *Lang* wendet sich in seinem Beitrag Marienfesten, der Marienverehrung und der Legendenbildung zu.

Wenn man die drei Beiträge der Autoren mit der «feministischen Brille» liest, fällt auf, wie spärlich dem Postulat Rechnung getragen wird, Maria solle – gerade um ihren theologischen und kirchlichen Stellenwert behalten bzw. auffrischen zu können – in einer heute ankommenden Weise geschildert werden. Allein *Flusser* trägt – bewusst oder unbewusst? – etwas dazu bei, das die heutige Fragestellung, die primär Maria als *Frau* betrifft, berücksichtigt. Er schreibt zum Beispiel, dass die «grosse Bedeutung der Frauen im frühen Christentum» sicher mit «der Hochschätzung der Frauen durch Jesus selbst» zusammenhänge (10).

Aus dem Satz von *Lang* über Maria «Sie ist auch die sieghafte Überwinderin und Erbin der alten Muttergottheiten, die einst den alten Orient beherrschten» (98) lösen die einen Frauen wohl, dass diese Erbschaft jedwedes Ernstnehmens von Frauen in der christlichen Religion bzw. im Katholizismus verhindert habe. Andere hingegen sähen in dieser religionsgeschichtlich interessanten Tatsache eine Legitimationsmöglichkeit, dass Frauen in der Kirche also – wegen dieses «Ur-bilds» – wichtige Stellenungen einnehmen könnten.

Das Buch ist, obwohl ohne direkt spürbare Sensibilität für eine Aktualisierung Marias und für die Problematik Maria – Frauen in der heutigen Kirche, zum Lesen und Meditieren zu empfehlen. *Rita Egger*

Der franziskanische Weg

Constantin Pohlmann, *Der neue Mensch Franziskus*, Topos Taschenbücher 148, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1985, 118 Seiten.

Der franziskanische Autor war Leiter der katholischen Bildungsstätte Haus Ohrbeck bei Osnabrück. Aus dieser erwachsenenbildnerischen Tätigkeit ist diese Sammlung praktischer und handfester Parallelen Franziskus und Christ von heute entstanden. Wie die Zeitgenossen Franz von Assisi öfters den «neuen Menschen» nann-

ten, so kann sein Vorbild und sein Beispiel auch heute dem Menschen Ansporn sein, weil dieser «neue Mensch» Franziskus nichts anderes war als ein radikaler Nachfolger und Nachahmer Christi. Der franziskanische Weg ist der Weg des Evangeliums, die franziskanische Alternative ist die Alternative Christi. Franziskus ist wie eine Fussspur, in der man die Spur Christi erkennt. Das Büchlein bietet eine einfache, mit aktuellen Beispielen und Bezügen gewürzte Lektüre, die den Leser auf angenehme Weise zu Christus und zu Franziskus führt.

Leo Ettl

Ramon Lullus

Ramon Lull, Buch vom Heiden und den drei Weisen. Mit Beiträgen von Raimundo Panikkar, Anthony Bonner, Charles Lohr und Hermann Herder, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1986, 94 Seiten.

Das Buch soll dazu dienen, Ramon (Raimund) Lullus, einen zu Unrecht Vergessenen, wieder zu entdecken und besonders auch sein wohl liebenswürdigstes Werk «Das Buch vom Heiden und den drei Weisen» neu erstrahlen zu lassen. Um es vorwegzunehmen «Das Buch vom Heiden...» ist ein Glaubensgespräch, geführt von einem Juden, einem Christen und einem Moslem vor einem greisen, Wahrheit suchenden Heiden. Für einen Spanier des 13. Jahrhunderts, Ramon Lull stammt aus Mallorca, sind die drei monotheistischen Offenbarungsreligionen Gegenstand täglicher Begegnung und Auseinandersetzung. Ramon Lull lässt die drei Weisen auf hohem Niveau philosophischer und theologischer Einsicht ihre Positionen vortragen. Aber wenn das Unterscheidende auch klar herausgestellt wird, das Gespräch entbehrt bewusst jeder Polemik und jeder Proselytenmacherei. Der Dialog verletzt in keiner Weise die Überzeugung des andern. Im Land der Kreuzzüge und der Reconquista ist diese Einstellung einzigartig. Der Band bietet etwas gekürzt den Text des Buches in deutscher Übersetzung. Die Übersetzung ist eingerahmt in eine Gruppe kommentierender Aufsätze. Sie behandeln die Biographie und die geistes- und theologische Einordnung des noch frühen, aber doch schon sehr bedeutenden spanischen Mystikers, der den Ehrennamen «Doctor illuminatus» trägt. *Leo Ettl*

Gebetshilfe

Klaus Hemmerle, *Dein Herz an Gottes Ohr. Einübung ins Gebet*, Verlag Herder Freiburg i. Br. 1986, 160 Seiten.

Der Bischof von Aachen erhebt mit diesem Buch nicht Anspruch darauf, eine systematische Gebetschule zu präsentieren. Was er bietet, könnte als reflektierte Erfahrung bezeichnet werden. Eigenes Erleben und im pastorellen Gespräch aufgenommene und geläuterte Schwierigkeiten werden gedeutet oder auch therapeutisch aufgearbeitet. Die Reflexionen verdichten sich sehr oft zum fingierten Gespräch zwischen Schüler und Meister und erinnern an Martin Bubers «Die Weisheiten der Chassidim». Klaus Hemmerles «Eintübung ins Gebet» möchte dem durch lähmende Erfahrungen entmutigten Beter helfen und ihm wieder Freude machen. Das geschieht seriös, einführend und wegweisend. Es liegt dem Autor ferne, Probleme zu verharmlosen oder Schwierigkeiten wegzublenden. *Leo Ettl*

Zum Bild auf der Frontseite

Die Kirche von Gondo wurde 1967–1968 unter der Leitung von Kantonsarchitekt Zimmermann restauriert und vergrössert. Als Künstler wirkten mit Antoine Claraz (Tabernakel, Taufsteinfiguren, Portal und thronende Madonna an der Fassade) und Hans Loretan (Zebrationsaltar – ein Steinblock des Simplonmassivs –, Ambo, Osterleuchter und Kreuzwegstationen).

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. P. Alfons Böhi SAC, Gymnasium St. Klemens, Kaspar-Kopp-Strasse 86, 6030 Ebikon

Dr. Rita Egger, Assistentin, Route Ste-Agnès 8, 1700 Freiburg

Dr. P. Leo Ettl OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Kurt Koch, dipl. theol., Lehrbeauftragter, St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern

Oswald Krienbühl, dipl. theol., Leiter der Pastoralstelle für Pfarreiräte im Bistum Chur, Postfach 704, 8025 Zürich

Dr. Stephan Schmid-Keiser, Gisibachstrasse 23, 6405 Immensee

Dr. Karl Schuler, Pfarrer, Seewadelstrasse 13, 8910 Affoltern a. A.

Dr. Josef Trütsch, Professor, Klosterstrasse 6, 6440 Ingenbohl

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor

Rolf Weibel-Spirig, Dr. theol., Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Franz Furger, Dr. phil. et theol., Professor, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern
Telefon 041 - 42 15 27

Franz Stampfli, Domherr, Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen, Telefon 01 - 725 25 35

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 38 30 20

Verlag, Administration, Inserate

Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 80.–;
Ausland Fr. 80.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.–.
Einzelnummer: Fr. 2.– plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratannahme: Montag, Morgenpost.

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



Orgelbau Hauser 8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

**EINE WELT, IN DER
EIN MENSCH
WENIGER LEIDET,
IST EINE BESSERE WELT**
Dezembersammlung PC 60-7000-4
CARITAS | SCHWEIZ



**radio
vatican**

tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz



Alle
KERZEN
liefert

Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045-21 10 38

Wir suchen auf Frühjahr 1987 einen

Katecheten oder Pastoralassistenten

für unsere Gemeinde mit über 6000 Einwohnern.

Weitere Auskünfte erhalten Sie über das Pfarramt Widnau (Telefon 071 - 72 21 86) oder über den Präsidenten Emil Fehr (071 - 72 32 86). Kath. Kirchenverwaltung Widnau

Johannes Bours

Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt

Geistliches Lesebuch. 288 Seiten, Fr. 36.60. Herder Verlag 1986.

Das Einladende des Buches wird noch verstärkt durch eine Atmosphäre der Unmittelbarkeit, durch eine stille Intensität, durch ein ungewöhnliches Gespür für die Kraft und Schönheit der Sprache.

Zu beziehen durch Raeber Bücher AG, Frankenstr. 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63

**Zu Gast
in unserer
Buchhandlung**

Frau Professor Dr. Dorothee Sölle

**Das weiche Wasser bricht
den Stein
Texte zum Widerstand**

Vortrag und Gespräch

Es laden ein: Leobuchhandlung St. Gallen - Ökumenischer Arbeitskreis Kirche und Gesellschaft - Ökumenisches Forum Frau und Kirche - Ökumenische Gruppe Fridesziit am See - Evangelische Heimstätte Schloss Wartensee

Montag, 1. Dezember 1986, 20.00 Uhr
im Kongresshaus Schützengarten, St. Gallen

Leobuchhandlung
Gallusstrasse 20
9001 St. Gallen

Tel. 071/22 29 17



Grosse Umtauschaktion

Wir nehmen ihren alten **16-mm-Projektor für Fr. 1500.-** zurück bei Kauf eines neuen Film-Projektors Bauer P8/16 mm. Verlangen Sie eine unverbindliche Offerte.

Cortux-Film AG, Rue Locarno 8, 1700 Freiburg, Telefon 037 - 22 58 33

Messweine

SAMOS des PÈRES: der unübertreffliche und bestens haltbare Muskateller von der Mission catholique (griech. Insel Samos); süss.

FENDANT: im Wallis gewachsen und gepflegt aus der Chasselas-Traube; trocken.

Weinkellerei KEEL & Co. AG
9428 Walzenhausen, Telefon 071 - 44 14 15



**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
055 53 23 81

Die beliebten

Herren-Socken ohne Gummizug

sind wieder zu haben. Gr. M = 39-41 und Gr. G. = 42-45. Schwarz, marine und dunkelgrau. Per Paar Fr. 9.80

ROOS
Herrenbekleidung

Wesemlinstrasse 50, 6006 Luzern
Telefon 041-36 78 25
Bus 4 oder 5, beim Kloster

7989

herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi

7000 Chur

48/27. 10. 86

A. Z. 6002 LUZERN



Orgelbau

FELSBERG AG

Telefon
Geschäft 081 225170

Richard Freytag

CH-7012 FELSBERG/Grb.